175a g

Berlin und Breslau.

1847 — 1849.

Roman

von

Max Ring.

Erster Band:

Marie.

Breslau,
Verlag von Joh. Urban Kern.

1849.

Marie.

Roman

von

Max Ring.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Breslau,

Verlag von Joh. Urban Kern.

1849.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seinem Freunde

Adolph Lesser.

Erstes Buch.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Geständniß.

In einem kleinen ärmlichen Stübchen auf der Niederwallstraße saß ein schlankes Mädchen von 19 Jahren gebückt über ein Stickmuster, welches sie beim Scheine einer spärlichen Lampe nach einer vorliegenden Zeichnung kolorirte. Die Lampe, welche auf dem plumpen, roth angestrichenen Tische stand, verbreitete über das weiße Blatt und das zarte Gesicht des Mädchens einen grellen Lichtkreis, während der übrige Raum in Dunkelheit gehüllt war. Von Zeit zu Zeit tauchte das fleißige Kind ihren Pinsel in die vor ihr stehenden Farbennäpfe und füllte die noch weißen Stellen des Blattes bald mit rother, bald grüner oder schwarzer Tusche aus. Das traurige, mechanische Werk, zu welchem sie ihre Lage verdammte, schien ihr nach grade immer beschwerlicher zu fallen, zuweilen machte sie eine kleine Pause und hielt den Pinsel zögernd in ihrer Hand, zuweilen stieß sie einen leisen Seufzer aus, eine unbewußte Klage über ihr Geschick, dann erhob sie ihr Köpfchen wieder,

das von einer reichen Fülle blonder Locken umgeben war, als lauschte sie auf ein Zeichen, einen Ton, den sie länger, als eine halbe Stunde schon erwartete. In der Stube war Alles still, nur das eintönige Picken der Wanduhr ließ sich vernehmen, und der Athem eines schlummernden Weibes, welche in einer Ecke des Zimmers auf einem ärmlichen Bette lag. Endlich ertönte unter dem Fenster eine bekannte Melodie, welche mit einem grellen Pfeifen schloß. Das Mädchen sprang, wie von einem elektrischen Schlage getroffen von ihrer Arbeit auf, warf einen furchtsamen lauernden Blick nach dem dunkeln Winkel, wo die Mutter schlief und schlich leise, kaum vernehmbar von ihrem Sitze der Thüre zu. Trotzdem sie jedes Geräusch vermied, erwachte das leise schlummernde Weib, welches sich in ihrem Bette aufrichtete und mit der eigenthümlichen schwachen flüsternden Stimme, die den Brustkranken gewöhnlich eigen, der Hinauseilenden zurief: „wohin Marie und noch so spät?“ „Ich will Licht holen, die Lampe geht mir aus und die Arbeit für Löwes muß bis Morgen fertig werden, wie Du weißt,“ stotterte das erröthende Kind. „Du hättest zeitiger daran denken sollen, ich will nicht, daß Du so spät noch ausgehst, es schickt sich nicht,“ antwortete die besorgte Mutter, welche in ihrem Herzen einen Verdacht zu hegen schien, den sie nicht auszusprechen wagte. Diese wenigen Worte

wurden von einem kurzen trockenen Husten begleitet, welcher die Kranke verhinderte weiter zu sprechen. Während des Anfalls hatte Marie bereits die Thüre leise geöffnet und war hinausgeschlüpft. Die Mutter, nachdem sie vergebens auf eine Erwiederung gewartet, seufzte schwer auf, schüttelte unwillig den Kopf und sank dann im Gefühle ihrer Ohnmacht und Hülfslosigkeit der ungehorsamen Tochter gegenüber murmelnd auf das Kissen nieder. Unterdeß war Marie die dunklen Treppen hinabgeeilt, an der Hausthür erwartete sie ein junger Mann, in seinen Mantel gehüllt. Eine in der Nähe befindliche Laterne beleuchtete schwankend ein fein aristokratisches Gesicht. Das Mädchen trat an ihn heran, faßte seine Hand und drückte sie. „Du hast mich lange, lange warten lassen,“ sagte sie im vorwurfsvollen Ton. „Geschäfte, leidige Geschäfte,“ antwortete zerstreut der junge Mann. „Ich kann nur einige Augenblicke bei Dir sein, Karl,“ flüsterte das Mädchen; „die Mutter ist wach und glaubt, ich wäre zum Kaufmann an die Ecke gegangen. Ach! ich habe Dir so viel zu sagen, doch wir wollen vom Hause fort gehn, daß uns Niemand sieht, der mich kennt.“ Der Mann nahm ihren Arm und ging stillschweigend neben dem Mädchen her, welches anmuthig plaudernd ihn von ihrem Tagewerk unterhielt, glücklich in der Nähe des Geliebten, der ihrem kindlichen Geschwätz nur

geringe Theilnahme zu schenken schien und ihre Liebkosungen kaum beachtete. Endlich fiel selbst dem hingebenden Mädchen diese ungewohnte Kälte und Zerstreutheit auf; mit besorgtem Tone frug sie: „Du bist krank, oder ein Unfall hat Dich heut betroffen, Du redest nicht mit mir und erwiederst kaum den Druck meiner Hand.“ „Ich habe heute den ganzen Tag über unangenehme Geschäfte gehabt,“ entgegnete er, „ich bin verstimmt und nicht aufgelegt. Als ich nach Hause kam, fand ich Deinen Brief vor, Du wolltest mich sprechen und deswegen suchte ich Dich auf.“ „Ich kam Dir wohl ungelegen,“ fragte das schüchterne Mädchen. „Ich muß gestehn, daß ich mich nur auf wenige Minuten abstehlen konnte, fasse Dich daher kurz, wenn Du mir etwas zu eröffnen hast. Nur verlange kein Geld von mir, ich habe seit Kurzem Unglück, viel Unglück im Spiel gehabt, und so gern ich Dich und Deine Mutter unterstützen wollte, so bin ich heute wirklich außer Stand; jedoch in einigen Tagen, vielleicht künftige Woche.“ — „Aber,“ unterbrach das Mädchen den Rücksichtslosen, „Du weißt, wie selten, wie ich nur in der äußersten Noth meine Zuflucht zu Dir genommen.“ „Schon gut,“ lautete die rauhe Antwort, „ich bin überzeugt, daß Du vernünftig sein wirst, sage mir also schnell, was Du verlangst.“ „Nur jetzt nicht, nur jetzt nicht,“ rief Marie, „das Geheim-

niß, welches ich Dir zu eröffnen habe, muß Dich in einer andern Stimmung treffen, lieber der Tod, als Dir es jetzt entdecken. Wenn Du wieder mein Karl, mein guter Karl bist, wenn Du nicht finster blickst, wie jetzt, sondern heiter und freundlich, wie in den ersten Tagen meines Glückes, sollst Du Alles erfahren." „Aber, wenn ich es verlange, wenn ich von Dir fordere, daß Du heute und zwar im Augenblicke mir Alles sagst, warum Du mich zur ungewohnten Stunde herbeschieden," fragte der junge Mann, der vergebens eine aufsteigende Besorgniß niederzukämpfen vermochte. „Auch dann," entgegnete entschlossen das Mädchen, „erfährst Du Nichts; ich bin eigensinnig wie Du weißt, Du hast mich oft Deinen kleinen Trotzkopf genannt, wohlan, ich will diesen Namen mit Recht verdienen, ich will nicht reden, grade weil Du mir befiehlst. Ich habe Dich lieb, aber ich bin nicht Deine Magd, nicht Deine Sklavin, wie Du meinst." „Nun, so gehe denn," sagte der junge Mann, indem er ihre Hand, welche in der seinen ruhte, fahren ließ, „gehe dann und raube mir nicht länger meine Zeit, welche kostbar ist, eben so wenig wie Du meine Sklavin, werde ich von nun an Dein Diener sein, der jeder Deiner Launen Folge leisten wird. Ich hab es satt, von Dir gemartert zu werden, Deine Briefe und Bestellungen sind mir wirklich schon lästig. Du verlangst mich, bescheidest

mich her und wenn ich glaube, Wunder was Wichtiges Du mir zu eröffnen hast, quälst Du mich mit Trotz und Eigensinn. Ich will nicht länger ein Spielball Deiner Launen und thörichten Einfälle sein.“ Auf diesen heftigen Vorwurf antwortete das Mädchen mit einem leisen Schluchzen, das immer lauter und heftiger zu werden drohte. Einige Vorübergehende begannen bereits aufmerksam zu werden und hielten mit gewohnter Berliner Neugierde still; ein Kuchenweib pflanzte sich vor ihnen auf, ein Betrunkener machte seine Glossen über das schmollende Pärchen und zwei Dandys suchten Marien ins Gesicht zu schauen, wobei sie lachten. Der junge Mann, welcher eine öffentliche Scene vermeiden wollte, ergriff rasch Mariens Arm, flüsterte ihr einige beschwichtigende Worte in das Ohr und zog sie mit sich fort nach einer einsam entlegenen Straße. Die Neugierigen zerstreuten sich, unbekümmert um das fernere Geschick der weinenden Marie, welche immer noch schmerzlich bewegt, an dem Arme ihres Geliebten hing. Dieser unterbrach endlich das peinliche Stillschweigen und frug im minder harten Tone als zuvor: „Du willst mir also heute nicht sagen, warum Du mich so dringend herbestellt, daß ich jedes andere Geschäft darum hintenan gesetzt habe? Gut, thue was Dir beliebt. Ich bin ja zufrieden, aber weine nicht, Du entstellst Dein Gesicht und röthest Deine

Augen. Sei vernünftig Kind, ich hatte es vor nicht so bös gemeint, ich war ärgerlich, verstimmt, ich war nicht Herr meiner Laune. Beruhige Dich, so mein süßes Leben, gieb mir einen Kuß. Sei doch vernünftig und schmolle nicht." Wirklich gelang es auch diesen freundlichen Worten, den Kummer Mariens zu beschwichtigen. Sie lächelte wieder unter Thränen und gab den verlangten Kuß mit einer Zärtlichkeit und Hingebung, welche bewies, wie schnell die verschiedensten Eindrücke in diesem jugendlichen Herzen noch wechselten, wie nahe Glück und Verzweiflung in ihm an einander gränzen. Mit ihren vollen runden Armen umschlang Marie den Geliebten, lehnte ihr Köpfchen an seine Brust und schaute mit ihren treuen blauen Augen, in denen noch ein Thränchen zitterte, zu ihm herauf. „Nun bist Du freundlich, nun bist Du gut," sagte das Mädchen, „darum will ich Dir auch Alles sagen. Ich habe lange mit mir gekämpft, ob ich sprechen soll, aber es geht nicht mehr, mein Geheimniß hat mir das Herz abgedrückt." „Endlich werde ich also erfahren," unterbrach sie fast mit ängstlicher Hast der junge Mann. Marie antwortete nicht, sondern umschloß den Geliebten fester mit ihren Armen, zog ihn enger an ihre Brust, daß er das laute Pochen ihres Herzens an dem seinen hören konnte, neigte sich flüsternd zu seinem Ohre und hauchte leise und ver-

schämt ihr Geheimniß aus. Das Dunkel der Nacht verhüllte die brennende Röthe des lieblichen Gesichts, das sich scheu und bang in die Falten seines Mantels barg. Ein Schrei der Ueberraschung entfuhr unwillkührlich den Lippen des jungen Mannes. Das Mädchen, noch immer an seiner Brust gelehnt, zitterte merklich. Endlich schien Mariens Geliebter die nöthige Fassung errungen zu haben, sanft und allmälig wand er sich aus ihrer Umarmung los.

„Vielleicht irrst Du Dich doch noch," fragte er nach einigem Besinnen. „Du bist unerfahren und kannst Dich täuschen. Doch mag die Sache kommen wie sie will, ich werde Dich nicht verlassen und für Dich Sorge tragen. Hierüber kannst Du ruhig sein. Doch würde ich Dir rathen, erst die Gewißheit zu verschaffen und deshalb mußt Du Morgen Nachmittag mit Madame Werner sprechen, ich werde in der Frühe mit ihr zuvor reden. Bis dahin, bitte ich Dich, Deinet- und meinetwillen, vor Jedermann zu schweigen. Ich glaube noch immer, daß Du Dich getäuscht hast. Und nun, gute Nacht, schlafe ruhig und unbesorgt, Du kannst auf mich zählen."

Marie schien kaum das zu hören, was ihr Geliebter zwar freundlich aber kalt zu ihrer Beruhigung gesagt. Noch immer hielt sie seine Hand krampfhaft in der ihrigen und antwortete nicht. „Aber nun müssen wir scheiden, Marie, wir haben noch immer Zeit, die Sache

zu überlegen und die nöthigen Maßregeln zu verabreden, wenn sich Deine gewiß ungegründete Besorgniß wirklich noch bestätigen sollte." Das Mädchen schwieg noch immer. „Geh nach Hause, liebes Kind, die Mutter kann sonst Verdacht schöpfen. Ueberlasse mir Alles, ich werde Dich nicht verlassen." „Nein, Du kannst mich nicht verlassen," schrie Marie, welche endlich aus ihrer Betäubung erwacht schien. „Nur nicht verlassen, verlassen." „Ich werde gewiß wie ein Ehrenmann an Dir handeln," beschwichtigte der junge Mann. „Meine Ehre, meine Ehre," rief das Mädchen im heftigsten Schmerz und umschlang noch einmal den Verführer, als wollte sie ihn für immer fest halten, den geliebten Mann, dem sie so viel geopfert und der ihr so wenig Trost zu geben schien. „Sei ruhig, Marie, gute Nacht, mein Kind," sagte der junge Mann, indem er sie auf die Stirn küßte und sich aus der Umarmung des willenlosen Mädchens wand, um die Ecke bog und der nächsten Droschke rief. Unterdeß hatte Marie sich so weit gesammelt, daß sie die Abwesenheit ihres Geliebten bemerkte. „Allein, allein," flüsterte sie bewegt, strich, als wollte sie sich erinnern an das, was eben mit ihr vorgegangen, über die weiße Stirn, von welcher eine losgelöste Locke flatterte und setzte ihren Weg nach dem einsamen Stübchen fort, wo die kranke Mutter hustend und schmählend ihrer wartete. Unterdeß war die

Droschke für den jungen Mann gekommen. „Pariser-platz," rief er dem Kutscher zu, „so rasch als möglich, dann setzt es Extra-Trinkgeld." Der Droschkenkutscher gab seinem ermüdeten Gaule die Peitsche und wirklich bewegte sich der Wagen mit einer für Droschken ungewohnten Schnelligkeit längs der beleuchteten Linden nach dem Pariserplatz. Während der Fahrt behielt Mariens Geliebter noch immer Zeit, über ihr Geheimniß nachzudenken. Die Nachricht, welche er von dem Mädchen erhalten, schien nicht zu der angenehmsten zu gehören. Seine ohnedies nicht heitere Laune mußte merklich getrübt worden sein. „Fatal, fatal," murmelte er zwischen den Zähnen. „Doch die Werner wird Rath wissen. Die Frau ist ein wahrer Schatz für solche Fälle." Endlich hielt die Droschke vor einem hell erleuchteten Palais auf dem Pariserplatz, mit eleganter Leichtigkeit sprang der junge Mann aus dem Wagen, drückte dem Droschkenkutscher ein Achtgroschenstück in die Hand, ohne seinen Dank abzuwarten und stürmte die erleuchtete Treppe hinauf. Einen Bedienten, welcher ihm begegnete und ehrfurchtsvoll grüßte, frug er, ob die Gesellschaft im Salon versammelt sei, auf die bejahende Antwort desselben musterte er seinen Anzug vor dem Spiegel des Vorzimmers, fuhr mit der Hand durch das weiche schwarze Haar und begab sich zur Gesellschaft, welche wöchentlich

einmal sich in dem Salon seines Onkels, des wirklichen Staatsministers, versammelte.

Ein Ministersalon im Jahre 1847.

Seit dem vereinigten Landtage hatten sich einige Minister veranlaßt gesehen, Salons, nach Art der Pariser Gesellschaft, zu eröffnen und die einflußreichsten Mitglieder der beiden Kurien dazu einzuladen. Trotzdem wollte das Berliner Salonleben nicht absonderlich gedeihn und blieb in politischer, wie in socialer Beziehung weit hinter den französischen Vorbildern zurück. Nur wenig Deputirte besuchten diese öffentlichen Versammlungen in den Wohnungen der Minister und die Unterhaltung nahm nur selten eine politische Wendung an. Die Salons blieben nach wie vor geistreiche Gesellschaften ästhetisirender und Thee trinkender Berliner ohne höhere Bedeutung. Die öffentliche Meinung wurde weder hier berücksichtigt, noch gebildet. Das Parteileben fand in ihnen keinen Stützpunkt und die gewaltige Bewegung, welche das preußische Volk seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm des Vierten erfaßt, war fast mit ängstlicher Scheu von der Unterhaltung ausgeschlossen. Kunst, Wissenschaft und Literatur waren noch immer die Hauptgegenstände, welche

abgehandelt wurden. Selten nur, daß ein fremder Diplomat, der diese Gesellschaften dann und wann besuchte, ein politisches Gespräch anregte, das dann mehr die auswärtigen Verhältnisse als die des Inlandes berührte. Nur ausnahmsweise wurden die Fragen des Tages bei dringenden Fällen in der Gesellschaft abgehandelt. Zumeist wurden die Salons in letzter Zeit von Familienmitgliedern und Freunden des Ministers, höheren Beamten des Civil- und Militairstandes besucht. Dazwischen bewegten sich einige Gelehrte, Professoren der Universität, deren Namen bereits eine europäische Berühmtheit erlangt hatte.

Eine solche Gesellschaft, welche das bunte Gewühl und interessante Leben der Pariser Salons immer noch vermissen ließ, war auch heute in der Wohnung des Justizministers versammelt. Die Räume des großen Saals mit ausgezeichneten Kopien italienischer Gemälde geschmückt, sämmtlich der heiligen Geschichte angehörig, waren hell erleuchtet. Längs der Wände zogen sich elegante Divans von violettem Sammet. Einige Damen hatten diese Plätze eingenommen und unterhielten sich von bevorstehenden Hoffesten. In der Mitte des Zimmers bewegten sich einige ältere Männer, deren imponirende selbstbewußte Haltung, ernste in Falten gelegte Miene, mit Orden geschmückte Brust, ergraute Staatsdiener verrieth. Unter ihnen befand sich der

Minister, eine würdevolle Gestalt, dessen geistreiches Gesicht den tiefen Forscher und Gelehrten, den scharfen Denker erkennen ließ, während das **à la Jesus Christ** gescheitelte Haar, und die zwar hohe, aber träumerische Stirn eine religiöse Schwärmerei kund that, welche die Ursache mancher wunderbaren Verwirrung dieses ausgezeichneten Mannes war. Ihm zur Seite stand die Seele des preußischen Kabinets, eine hohe Gestalt, wie sie der Adel Westphalens häufig aufzuweisen hat. Minder geistreich als der Justizminister, oberflächlich nur gebildet, ohne tiefere philosophische Bedeutung, hatte der Minister des Innern bei den Verhandlungen des vereinigten Landtags, durch Geschäftskenntniß, schnelle und klare Auffassung, mitunter zwar spitzfindige, aber immer praktische Beweisführung sich den Ruf eines tüchtigen Staatsmanns und Politikers erworben, der die streng conservative Richtung der Regierung mit Kraft und Geschicklichkeit zu vertreten wußte. Kein größerer Contrast als diese beiden Männer, welche den Kern der Gruppe bildeten und im eifrigsten Gespräche begriffen schienen. Der Eine war Professor durch und durch, trotz seiner hohen Stellung in allen seinen Bewegungen den einsamen Gelehrten und Philosophen verrathend. Was er sprach war schön, oft tief und originell gedacht, aber stets im Kathederton. Der Andere war in seiner Au-

drucksweise kurz, militairisch, bedeutungslos, aber gewandt und häufig treffend.

Selbst im Dialekt sprach sich diese Verschiedenheit aus. Der Eine redete in weicher, süddeutscher Mundart. Der andere hart und schneidend, mit vielen Zischlauten, wie die Bewohner des oberen Deutschlands gewohnt sind.

Einige Geheimräthe, das unvermeidliche Substrat der Berliner Gesellschaft, schienen dem interessanten Gespräche der beiden Minister mit pflichtschuldiger Aufmerksamkeit zu folgen. Nur dann und wann wagten sie es, ein beistimmendes Wort abzugeben. Die Unterhaltung betraf die unerwartete Weigerung einiger bekannter Landtagsmitglieder, die Wahl der Ausschüsse, welche nach Berlin berufen waren, vorzunehmen. Der Liberalismus des Jahres **1847** bereitete sich zum thatsächlichen Widerstand vor. Es handelte sich um Maßregeln, welche die Regierung zu treffen hatte, um dem bedenklichen Geiste dieser unerwarteten Opposition zu begegnen.

„Man muß eine Untersuchung gegen diejenigen einleiten, welche die Wahl vorzunehmen sich noch länger weigern," rief ein dienstbeflissener Geheimrath, der treue Schildknappe des Ministerpräsidenten.

„Wir haben es mit Männern zu thun, welche die öffentliche Meinung für sich haben," entgegnete der

Justizminister, „jede Verfolgung stempelt sie zu Märtyrern in den Augen des Landes.“

„Ich habe mich stets gegen das Patent vom 3. Februar erklärt,“ warf ein General ein, der durch seine bekannte pietistische Richtung sich auszeichnete. „Ich bin im Staatsrathe überstimmt worden, meine Meinung drang nicht durch, nun erndten wir, was wir gesät. Man dürfte die öffentliche Meinung gar nicht aufkommen lassen, gar keine Koncessionen machen.“

„Aber seine Majestät,“ flüsterte ein besternter Kammerherr.

„Seine Majestät wird es nicht dulden, daß man an den heiligen Rechten seiner Krone zweifelt,“ entgegnete rasch und entschieden der General. „Dieser Geist der Empörung, welcher sich auf religiösem und politischem Gebiete kund giebt, muß noch in der Zeit niedergehalten werden. Unter der Maske der Lichtfreunde und der Deutschkatholiken birgt sich gegenwärtig die politische Bewegung. Strenge gegen die Dissidenten und die täglich frecher werdende Presse thut im Augenblicke Noth. Die Philosophie trägt an allem Unglück Schuld. Die Weckung des religiösen Sinnes ist die Aufgabe der Zeit. Wer an Gott nicht glaubt, ist zum Umsturz alles Bestehenden bereit. Nur ein Festhalten an Christus und seine göttliche Lehre kann uns vor Verderben retten.“

Bei diesen Worten glänzten die Augen des Gene-

rals von einer unheimlichen schwärmerischen Begeisterung. Unterdeß war aus einer andern Gruppe, welche ihn gefesselt hielt, der Minister des Kultus herbeigetreten. Er streckte seine Hand dem General entgegen.

„Sie haben ganz meine Meinung ausgesprochen. Mein Wahlspruch lautet: **credo, ut intelligam**"*).

Die Geheimräthe, welche umherstanden, bewunderten den Inbegriff der ministeriellen Weisheit, nur das nüchterne, scharfe Gesicht eines bekannten Diplomaten aus der alten Schule Hardenbergs verrieth durch sein ungläubiges Lächeln, daß er an der Wahrheit dessen, was der Herr Kultusminister ausgesprochen, zu zweifeln sich erlaube.

Nicht minder interessant war die Gesellschaft, welche in einer Ecke des Salons in der Nähe des Flügels sich niedergelassen. Hier wurde der Mittelpunkt von einer Frau gebildet, welche sowohl durch ihren Anzug, als durch ihre Formen wunderbar von der übrigen salonfähigen Welt abstach. Ein schwarzer, seidener Rock bekleidete die geschmeidigen, fortwährend bewegten Glieder. In dem bereits ältlichen Gesicht, das Spuren einer früheren originellen Schönheit verrieth, blitzten zwei braune Augen, in welchen die Jugend ihren ewigen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Um die

*) Ich glaube, um zu wissen.

klare Stirn legte sich ungekünstelt das graue Haar, welches lockig unter einem schwarzen Spitzenaufsatz hervorquoll. Sie führte das Wort fast ganz allein. Ihre Rede strömte ununterbrochen wie ein Springbrunnen im Sonnenschein blitzend, wie Demanten in bunten Farben des Regenbogens schillernd. Der etwas bequeme frankfurter Dialekt, den sie eher zu suchen, als zu vermeiden schien, verlieh ihren Worten einen eigenthümlichen Reiz, etwas Naives, einen Zauber, den wir bei Kindern sonst nur zu begegnen pflegen. Um die bekannte Frau hatte sich der größere Theil der jüngeren Welt geschaart. Hier und da tauchte ein älterer Mann hervor, eine Jugendbekanntschaft, deren sie viele in diesem Kreise zählte, oder ein Künstler, dem die originelle Erscheinung dieser modernen Pythia Stoff zu Betrachtungen verlieh. Unter diesen ragte die Gestalt des berühmten Malers hervor, der seit Kurzem von München übergesiedelt war, um mit den reichen Bildern seiner Phantasie die Räume des neuen Museums zu bevölkern. Auch der große Denker, welcher seine Offenbarungsphilosophie noch immer erwarten ließ, der das große Wort, welches die Räthsel der Welt zu lösen versprach, seit Jahren angekündigt, verschmähte es nicht, in der Nähe dieser wunderbaren Frau zu weilen, welche in ihrer Unterhaltung den erhabenen Schwung einer gottbegeisterten Seherin mit der oft trivialen Aus-

drucksweise einer frankfurter Bürgersfrau verband. Ein blonder Professor der Aesthetik, der ein verunglücktes Drama geschrieben, war die Zielscheibe ihres oft beißenden Witzes, den der Getroffene mit jenem mitleidigen nachsichtsvollen Lächeln aufnahm, das wir den Unarten eines verzogenen Kindes entgegenzusetzen pflegen.

„Glauben Sie mir, Professor," fuhr die berühmte Frau in ihrem Gespräche fort, „von der Liebe verstehn Sie Nichts. Sie wissen sehr viel, Sie hätten vielleicht dem lieben Gott bei der Schöpfung helfen können. Sie hätten sogar die Pilze und die Schwämme so gut gemacht, wie er selber, aber einen Verliebten hätten Sie nicht fertig bekommen, wenn Sie sich auch noch so sehr gequält."

Eine schöne junge Dame, deren braunes Auge auf dem armen Professor schalkhaft ruhte und sich an seiner schlecht verhehlten Bestürzung zu weiden schien, lächelte bei diesen Worten kaum merklich.

„Habe ich nicht recht, Gräfin," fragte die Rednerin? „Sie sehn aus, als wenn Sie von der Liebe was verständen, wie die Julia, die auf dem Balkone sitzt und den Romeo erwartet. Lassen Sie gut sein, liebes Kind, die Nacht wird kommen und die Lerche wird singen und Sie werden glauben, daß es die Nachtigall noch ist."

Eine holde Schamröthe stieg von den Wangen des

schönen Mädchens bis zu ihrem weißen Nacken nieder. Ihre Augen hatten den ihr gegenüberstehenden Karl bemerkt, der jetzt unbemerkt zu dem Kreise herangetreten war, hier und da von einem Bekannten mit einem leichten Kopfnicken nur begrüßt. Sein Blick begegnete dem ihrigen.

„Wissen Sie was, Professor," rief die berühmte Frau, „ich will Ihnen was sagen von der Liebe. Man kann lieben, man muß lieben, was man doch verachten muß. Ich weiß eine Geschichte, wenn Sie mir was geben, will ich Sie Ihnen erzählen."

Neugierig drängte sich der Hörerkreis um die wunderbare Frau, die als Meisterin im Erzählen bekannt und bewundert ward. Sie begann: „Meine Geschichte heißt:

Die Blumennonne.

Wie Sie wissen, bin ich in einem Kloster erzogen worden. Unter den Nonnen, die drinnen waren, hatte ich eine lieb, über Alles lieb. Sie hieß Agathe, und war bleich wie eine Lilie und ihre Hände dufteten ordentlich, als wenn's wirkliche Blumen gewesen wären. Wenn sie sprach, vermeinte man, sie sänge, und wenn sie sang, so waren es keine irdischen Töne mehr, es war die Sprache, welche die Engel im Himmel mit einander führen, wenn die Engel überhaupt zu reden brauchen, wie die Menschen; denn ich meine,

daß die Sprache unsern Gedanken Schaden thut und das Beste doch vom Munde zum Ohre verloren geht. Wenn ihr nur einmal gehört hättet die Schwester Agathe, da sie mit mir im Garten ging, wie sie mir erzählte von den Blumen wunderbare Geschichten; von den Rosen, warum die rothen weiß geworden sind aus Liebesgram; von den Tulpen, welche in bunten Farben prangen, aber weil sie stolz und hochmüthig sind, den Duft verloren; von den Schneeglöckchen, welche den Frühling einläuten mit ihren zarten weißen Kronen. Das Alles erzählte sie und wußte noch mehr. Keinen Halm gab es, kein Gewächs im Garten, von dem sie nicht eine Geschichte hatte, einen Blumenroman, wie ihn schöner kein Dichter machen kann. Mir war ordentlich, wenn ich sie reden hörte, als hätten ihr die Blumen Alles schon erzählt und ihre kleinen duftigen Geheimnisse ihr ausgeplaudert. Ich war damals ein wildes, keckes Kind, aber wenn Schwester Agathe mir erzählte, wurde ich still und horchte auf sie, wie auf das Murmeln eines Quells, oder das Rauschen einer Linde. Wo ich eine fremde Blume im Garten fand, führte ich sie hin und sie mußte mir von ihr sagen, was sie wußte, oder nicht wußte. Mit den Blumen in den Beeten waren wir fertig und nun suchte ich die wilden, welche auf dem Kehrichtwinkel am Zaune standen. Da wuchs der Schirling mit seinen feinen gefiederten Blättern und

dem rothgetüpfelten Stengel, der aussah, wie ein kranker Mensch, der Blutstropfen schwitzt; da stand das fette Bilsenkraut mit gelben schmutzigen Blüthen, wie ein wüster, aufgeschwemmter Trunkenbold; und die Belladonna mit den rothen Beeren, die einen vergiften und verführen. Dazwischen wucherten die wilden Nesseln mit den spitzigen, borstigen Blättern, welche wie höllisches Feuer brennen, wenn man sie berührt.

Wenn ich die Schwester Agathe zu dem Unkraut führte, da wurde sie traurig und betrübt und erzählte mir, daß nicht alle Blumen fromm und gut wären, daß es Kräuter gäbe, boshaft wie die Menschen, von Gott gezeichnet, daß sie leicht zu erkennen sind durch böses, trauriges, verdrossenes Aussehen. Eines Tages hatte ich eine Entdeckung gemacht, ein neues Gewächs aufgefunden. Es hatte ein hellgrünes Blatt und eine weiße schöne Blume, die ich nicht kannte. Ich zeigte es der Schwester Agathe. Da flog über ihre weiße Stirn ein dunkler Schatten und sie seufzte tief: „das ist der Stechapfel," sagte sie, „der schlimmste von Allen. Er kleidet sich in die Farbe der Unschuld und betrügt darum nur um so sicherer. Wer davon genießt, verliert seinen Verstand, und wenn er daran nicht stirbt, so ist er unglücklich für Lebenszeit." Aber er ist schön, sagte ich der Schwester Agathe, schön wie eine kleine Lilie, und sein Kelch ist wie eine Schaale mit sü-

ßem Saft gefüllt. Ach ich könnte den Stechapfel lieben, wenn ich auch wüßte, daß er voll von bösem Gifte wäre. Da riß mich die Schwester Agathe an ihr Herz und unter dem Schleier hörte ich es pochen laut mit wildem Schlag. „Ja man muß lieben, was man doch verachten muß,“ schrie die Nonne im wilden Schmerze, „man muß lieben, was man doch verachten muß.“ Dabei schossen die Thränen aus ihren milden Augen warm hervor und ronnen über ihr bleiches Gesicht. Ich dummes Kind weinte mit und wußte nicht warum. Vom Kloster läutete die Glocke zur Vesper und wir mußten gehn. In der Kirche sah ich die Gestalt der armen Schwester auf dem Boden ausgestreckt. Sie schien mir inniger zu beten, als ich je gesehn. Dann stand sie auf und ging zur Priorin, mit der sie sich verschloß. Am andern Tage hieß es, die Schwester Agathe sei krank und der Klosterarzt wurde herbeigeholt. Wenn man ihn fragte, schüttelte er den Kopf. Nach acht Tagen wurden die Sakramente ihr gereicht. Nachdem sie das Abendmahl genommen, durfte ich zu ihr gehen. Sie streckte mir die feine, weiße, abgemagerte Hand entgegen, die ich mit meinen Thränen reichlich netzte und mit Küssen ihr bedeckte. Sie sprach vom Tode mit süßen Lächeln, wie von einem lieben Freunde, den sie seit langer Zeit erwartete und der nicht mehr zu zögern ihr versprochen. Sie erzählte

mir von den Blumen im Himmel, die schönen duftigen und flammenden, die oben blühen, von den Rosen, die aus dem Blute des Erlösers wachsen, von dem Lilienstengel in den Händen der Engel, von den Passionsblumen, welche in ihrer Krone das Leiden des Herrn tragen. Ihre Stimme war leise und flüsternd, Wehmuth erweckend, wie ein sterbendes, flackerndes Licht. Sie legte ihre Hände auf meinen Kopf und segnete mich mit ihrem besten Wunsche. Bevor ich ging, mußte ich ihr versprechen, ihr Grab zu pflegen und mit Blumen zu bepflanzen. In der Mitte sollte der Stechapfel stehn. Noch in derselben Nacht starb die arme Dulderin. Ihr Geheimiß habe ich nie erfahren, aber ihren Willen getreulich ausgeführt. Um ihr Grab habe ich die schönsten Blumen gesetzt, die ich erlangen konnte, Rosen und Lilien, Aurickeln und Stiefmütterchen. In der Mitte, grade wo ihr armes Herz liegt, das endlich seine Ruh gefunden, da setzte ich den Stechapfel ein, den ich mit der Wurzel ausgegraben und auf ihr Grab verpflanzt. Fleißig begoß ich ihn, wie alles Uebrige, aber das giftige Gewächs ging ein, als könne es nicht leben in der Gesellschaft von guten, frommen Blumen; nur im einsamen Winkel, fern von der übrigen Welt. Die arme Nonne aber habe ich nicht vergessen und ihren Spruch: „Man muß lieben, was man doch verachten muß.“

Als die berühmte Frau ihre Erzählung geendet, heftete sie ihren feurigen, durchdringenden Blick wie prüfend auf die schöne, junge Gräfin, welche ihr andächtig zugehört. Dem Professor der Aesthetik flüsterte seine Nachbarin, die Baronin, zu: „Nicht wahr, die Geschichte ist wieder nur erfunden, wie der bekannte Briefwechsel.“ „**Si non e vero e ben trovato**,“ entgegnete dieser, indem er ein geistreiches Gesicht zu schneiden versuchte.

„Man kann seine Töchter nicht mehr mit dieser Frau in Gesellschaft lassen,“ sagte eine tugendhafte Geheimräthin zu ihrem Gemahl. „Sie vertheidigt geradezu die Immoralität und predigt gefährliche Grundsätze.“

„Sie ist, wie ich gehört habe, Kommunistin,“ antwortete der Mann, „und beehrt das Vogtland mit ihren Besuchen.“

„**Fi donc!**“ rief ein junger Diplomat. „Sie will die Ehe aufgehoben wissen,“ seufzte eine geheime Justizräthin,“ indem sie auf ihre sechs erwachsene Töchter sah, welche alle heirathsfähig waren.

„Schrecklich,“ murmelte die Oberhofpredigerin.

Die Zeit war indeß verstrichen, die Gesellschaft rüstete sich zum Aufbruch. Geschäftige Kavaliere flogen, die Equipagen zur Abfahrt zu beordern.

Die verschiedenen Gruppen lösten sich auf und auf diese Weise gelang es dem jungen Manne, dessen Aben-

teuer wir kurz zuvor geschildert, in die Nähe der schönen Gräfin zu gelangen. „Ich preise mich glücklich, wenn auch nur einen flüchtigen Abschiedsgruß von Ihnen zu erlangen, einen Sonnenstrahl vor dem Untergange des leuchtenden Gestirns."

„Ein poetischer Legationssekretair," spottete die Gräfin, „ein Diplomat, der in Versen spricht."

„Sie zaubern Blüthen selbst in der Einöde und schaffen jeden zum Dichter, der Sie sieht."

„Dichter sind selten Freunde der Wahrheit. Man darf ihren Worten niemals trauen."

„Und doch lieben Sie die Dichter?"

„Die wahren, nicht die Gelegenheitspoeten."

„Zum Beispiel?"

„Byron. Das ist der Genius, der mich entzückt. Das ist der Mann meines Herzens, der Dichter meiner Seele. Er war ein Dichter, weil er ein Mann gewesen."

„Aber seine Leidenschaften, seine Verhöhnung der Gesellschaft."

„Ich verzeihe die Leidenschaft, wenn sie das Gepräge der Kraft an sich trägt."

„Man muß ein Halbgott sein, um Ihnen zu gefallen."

„Nur ein Mensch. Es giebt deren leider wenige. Ich habe mich den Abend über vergeblich nach einem umgesehn."

„Und jene Frau, der Sie so andächtig zugehört, welcher Klasse der Wesen rechnen sie dies seltsame Wesen zu?“

„Die ist halb Kobold und halb Elfe,“ lächelte die Gräfin, welche den Arm ihres Vaters ergriff, der eben hervorgetreten.

Ehrfurchtsvoll verneigte sich der junge Kavalier und grüßte die Scheidenden, mit seinem Blicke sie verfolgend.

Der Gedanke seiner Seele war: das herrliche Weib muß dein werden, dein für immer.

Die arme Marie war aus seiner Seele geschwunden, welche von dem Bilde der schönen, stolzen Gräfin ganz erfüllt war. Mit dem hergebrachten Handkuß verabschiedete er sich bei seiner Tante, der Ministerin und verließ fast einer der letzten, den Salon, um sich in seine Wohnung zu begeben, wo er ungestört an die schöne Gräfin denken konnte.

Der Legationssekretair.

Baron von Kronheim war der Sohn eines pensionirten Majors, der die Schwester des Minister zur Frau gehabt. Beide Eltern waren zeitig ihm gestorben, ohne irgend ein Vermögen zu hinterlassen. Stets von der Gnade seiner Anverwandten abhängig,

hatte Karl von Jugend auf jede Selbstständigkeit seiner Charakterentwicklung zurückgedrängt, und sich dem fremden Willen unterordnen müssen. In diesen Verhältnissen lag der Schlüssel seines inneren Wesens. Der Grundzug seines Charakters war ein unbändiger Ehrgeiz, der sich unter der Maske bescheidener Unterwürfigkeit verbarg. Mit scharfem Verstande von der Natur begabt, beobachtete er die Schwächen der Menschen, die er zu seinen Zwecken auszubeuten wußte. Er hatte den schärfsten Blick für die Erbärmlichkeiten der menschlichen Natur, deren Schattenseite er zu seinem Studium erhob. Sich selbst unbewußt, hatte er diese Richtung eingeschlagen und sein Herz war darüber zu Grunde gegangen, ehe er eine Ahnung seines Verlustes nur empfand. Nach beendigten Studien hatte er sich dem Staatsdienste zugewendet, und nachdem er einige Zeit bei der Regierung zu Potsdam beschäftigt gewesen, durch den Einfluß seines Onkels den Posten eines geheimen Legationssekretairs bei der Gesandtschaft an einem kleineren deutschen Hofe erhalten. Die diplomatische Laufbahn schien ihm, eben so sehr seinen natürlichen Anlagen als seinen ehrgeizigen Wünschen zu entsprechen. Bald jedoch fühlte er die Unmöglichkeit, sich in dem gegebenen unbedeutenden Wirkungskreise auszuzeichnen. Berlin schien ihm der einzige Ort der Welt, wo man sein Glück begründen kann. Eine

nochmalige Empfehlung seines Oheims bewirkte seine Anstellung im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, wo er seit länger als zwei Jahren verwendet ward. Sein praktischer Verstand, sein ausgezeichneter Fleiß waren dem Minister des Auswärtigen nicht entgangen und der Ruf eines talentvollen Mannes, den er in kurzer Frist sich erworben, eröffnete ihm die lockendsten Aussichten für die Zukunft. Nichts desto weniger fühlte der junge Legationssekretair sich nicht beglückt. Sein Ehrgeiz hatte eine raschere Karriere gehofft, sein kleiner Gehalt, seine beschränkten Vermögensumstände reichten für seine kostspieligen Leidenschaften nicht mehr aus. Schulden drückten ihn. Eine höhere Anstellung und vor Allem eine reiche Heirath sollte ihn aus allen diesen Verlegenheiten reißen. Karl litt an der preußischen Beamtenkrankheit, der Sucht, eine Karriere zu machen. Dieses Uebel ist so tief eingewurzelt, ein solcher Krebsschaden unserer Gesellschaft, daß wir seine nähere Schilderung nicht übergehen dürfen. Wenn der Jüngling auf der Universität die ersten Studienjahre im heitren Lebensgenuß, oft in wilder Schwelgerei vollbracht, erscheint ihm in dem letzten Semester der goldenen Zeit der Gedanke an seine Karriere wie ein mahnendes Gespenst. Nun wird in wilder Hast studirt, um das Examen glücklich zu bestehn. Die Pforten des Staatsdienstes öffnen sich und hinter dem

Eintretenden schließt sich die Welt mit ihren großen Interessen. Nur ein Ziel steht jetzt vor Augen, die Karriere. Ihr wird die Ueberzeugung, die Männerwürde aufgeopfert, ihr die Freiheit des Herzens und des Geistes hingegeben. Der Staatsdienst kostet der Menschheit mehr, als sich berechnen läßt. Er verschlingt die besten Kräfte und die edelsten Triebe. Die Bureaukratie mit ihrem Rang- und Titelwesen war zu allen Zeiten die stärkste Handhabe des Absolutismus. Ihr verdanken wir jenes starre Mönchswesen des Beamtenthums. Die Zeit wird kommen, welche uns von diesem Uebel erlöst. Der freie Staat wird diese moderne Hierarchie zerbrechen und der Stellenjägerei ein Ende machen.

Eine glänzende Karriere war der Gipfelpunkt aller Wünsche unseres jungen Legationssekretairs, das Ziel, nach welchem er mit allen Kräften seines Talentes hinsteuerte. Dort erst angelangt, erwartete ihn Genuß und Freude, nach welchem seine Seele durstete. Als ein Mittel zu seinem Zwecke betrachtete er die Ehe. Der Besitz der jungen Gräfin schien ihm eben so wünschenswerth, wegen ihrer Schönheit und ihres Geistes, als ihres Vermögens und der einflußreichen Stellung willen, welche ihre Familie bei Hofe einnahm. Alle Künste der Verführung wandte er darum an, um zu gefallen, zu bezaubern. Die Natur hatte ihn mit

männlicher Schönheit reichlich ausgestattet. Das feine, wenn auch kalt aristokratische Gesicht, das einen festen abgeschlossenen Charakter und keinen gewöhnlichen Geist verrieth, der elegante Wuchs, die vollendete, gesellschaftliche Manier und jene mächtige Ueberredungskraft, welche ihm zu Gebote stand, hatten ihm bereits manches weibliche Herz gewonnen. Zahllose Verhältnisse, welche er hier und da angeknüpft, machten ihn zum Kenner der weiblichen Natur. Ihre Schwächen verstand er meisterhaft mit systematischer Geschicklichkeit zu benutzen. Er war auch in der Liebe Diplomat. Seine Leidenschaften, welche aus dem Verstande und niemals aus dem Herzen ihren Ursprung nahmen, waren darum nicht minder heftig und bewegt, um so hartnäckiger und andauernder, weil sie auf einem bestimmten Prinzipe der Genußsucht und der Eitelkeit basirten. Solche Männer gleichen mit ihrer Liebe dem Eise, selbst kalt empfindet nur, wer sie berührt, die versengende Gluth. Sie verstehen wohl eine Neigung zu erwecken, niemals zu befriedigen. Unglücklich das Weib, welches ihnen glaubt. Das Herz solcher Männer ist eine große Lüge, ihr ganzes Leben eine Unwahrheit. Ob Gräfin Wanda, dies war ihr Name, seinen Werbungen Gehör gegeben, seine Bemühungen begünstigt, können wir noch nicht entscheiden. Sie gefiel sich in der Unterhaltung mit dem jun-

gen, immer geistreichen, immer lebendigen Legationssekretair. Sie interessirte sich für sein Geschick. Sie hatte seinen Ehrgeiz zwar durchschaut, aber nicht gemißbilligt. Der strebende Mann, der nach einem großen, festen Ziele mit angestrengten Kräften ringt, gefällt dem Weibe. Es ist ein Schauspiel, das den Frauen, wie jedes Andere, Vergnügen macht. Mehr wissen wir bis jetzt von Wandas Herzen nicht, vielleicht sie selbst eben so wenig wie wir.

Seit seinem Erwachen beschäftigte sich auch der junge Legationssekretair mit der schönen Gräfin. Zerstreut nur überlas er die Zeitungen, welche auf dem Frühstückstische lagen. Der politische Horizont verdunkelte sich, es kümmerte ihn nicht. In der Schweiz drohte der Bürgerkrieg, er achtete kaum darauf. In Frankreich hatte die Reformfrage eine unberechenbare Bedeutung gewonnen. Zu jeder anderen Zeit hätte er dieser neuen Verlegenheit, welche dem Ministerium Guizot bereitet ward, die höchste Aufmerksamkeit geschenkt, heute entging dieser Hebelpunkt, welcher die europäische Welt erschüttern sollte, seinem scharfen Auge. Sein Geist beschäftigte sich noch mit der Gräfin, im Stillen wiederholte er ihre Aeußerungen und knüpfte an leichte Worte, an die rasch hingeworfene Konversation des gestrigen Abends, an Meinungen, welche der Augenblick erzeugt, wie die Spinne in der Luft, die

Fäden des Netzes, mit welchem er die schöne Gräfin zu umstricken suchte.

„Also Byron ihr Held? Das ist gut, besser als ich gedacht. Ein Weib, das Byron liebt, ist halb verloren, wenn sie es laut gesteht, ist sie es ganz. Ich hätte nie geglaubt, daß der edle Lord einst mein Bundesgenosse werden dürfte. Ich muß meine poetische Studien wieder aufnehmen und seine Gefühle zu meinem Zweck benutzen."

Beschäftigt mit diesen Gedanken nahte sich Karl seiner Bibliothek. In eleganten Einbänden standen neben diplomatischen Werken und Sammlungen von Verträgen eine auserwählte Reihe der besten Dichterwerke aller Nationen. Ein feiner Staub, welcher sie kaum merklich doch bedeckte, ließ vermuthen, daß ihr Besitzer ihren Umgang in letzter Zeit nicht mehr gesucht. Er griff nach der englischen Ausgabe der Byronschen Werke, prächtig in Maroquin gebunden. Mechanisch schlug er dieselbe auf und sein Auge haftete auf jener wunderbaren Verwünschung, welche die Stimme im Manfred spricht:

By thy cold breast and serpent smile *)
By thy anfathom'd gulfs of guile,

*) Bei deiner Kält' und Schlangenhuld,
Bei deiner Brust voll finstrer Schuld,

By that most seeming virtuos eye,
By thy shut soul's hypocrisy,
By the perfection of thine art,
Which pass'd for human thine own heart;
By thy delight in others 'pain,
And by thy brotherhood of Cain,
I call upon thee! and compel
Thyself to be thy proper Hell.

Schnell schloß er das Buch wieder zu, indem er ausrief: „Extravagant!" Obgleich nichts weniger als abergläubig, schien Karl unangenehm von den Zeilen des Dichters berührt zu sein. Es giebt Stimmungen, in welchen wir die Sprache der Poesie besser verstehn, als zu andern Zeiten. In solchen Augenblicken ist die Dichtung die Fackel, welche das Dunkel unserer Seele erhellt und uns unbekannte Gegenden, oft die Abgründe unseres Herzens aufschließt.

Der Legationssekretair war kein selbstbewußter Bösewicht, wie es deren überhaupt im Leben weit weniger

---

Bei deinem Blick, der Tugend lügt,
Bei deiner Seele, die nur trügt,
Bei deiner Meister-Heuchelei,
Als ob dein Herz noch menschlich sei,
Bei deiner Lust an fremden Leid,
Bei deiner Kainsähnlichkeit
Verfluch ich dich und ruf dir zu:
Zur eigenen Hölle werde du.

als in Romanen giebt. Der ausgemachte Schuft, der selbst den letzten Rest des Schamgefühls verloren, gesteht sich selber seine Bosheit und Schlechtigkeit nicht ein und entschuldigt seine Verworfenheit vor seinem eigenen Ich. Selbst der entarteste Mensch sucht sich die eigene Achtung zu bewahren. Alle Verbrecher sind vollendete Egoisten und belügen keinen mehr, als sich.

Einen Augenblick nur dachte Karl an die arme Marie, und die Stimme, welche Manfred galt, schien die ihrige zu sein, ihre Verwünschungen um sein Haupt zu schweben. Doch der Gedanke schwand eben so schnell, wie er gekommen. Der Legationssekretair rief seinen Bedienten, um seine Toilette zu beenden. In der interessanten Lektüre des ewigen Juden unterbrochen, schlich Francois verdrossen herbei. Selbst in der Stube murmelte er noch sein Bedauern, seinen Liebling, den wackeren Dagobert, so in der größten Verlegenheit, die dem ehrlichen Soldaten und treuen Diener wiederfahren, zu verlassen. Während er eau de Cologne auf die Hände seines Herrn goß, dachte er unwillkührlich an die schönen Kammerfrauen des Fräulein von Cardoville, die zwar minder schön als ihre reizende Herrin, aber bei weitem zugänglicher ihm erschienen. Sein Herr hatte indeß die trüben Gedanken verscheucht und sich ganz und gar in die Untersuchung vertieft, ob der Knoten seines Halstuches malerisch geknüpft, ob der braune

Leibfrack dem dunkelgrünen vorzuziehen sei. Wohlgefällig betrachtete er seine elegante Gestalt, welche aus dem goldenen Rokokorahmen des Spiegels entgegenlächelte. Ein Gefühl trunkener Siegesgewißheit überschlich ihn für einen Augenblick. Das helle Läuten der Klingel auf dem Vorsaal unterbrachen die Träumereien François und seines Herrn. Kaum gemeldet erschien der Amphytrion Berlins, der reichste Banquier der Hauptstadt, welcher durch kühne Börsenspekulationen ein ungeheures Vermögen in kurzer Frist aufgehäuft und von den Dandy's der feinen Welt zwar verspottet und gemißbraucht, aber doch in ihren Cirkeln sich aufgenommen sah.

Adolphus Hirsch.

„**Bon jour**, Baronchen,“ rief der moderne Parvenue dem Legationssekretair zu, indem er ihm die fette starke Hand, welche das feine Wiener Leder zu sprengen drohte, entgegenhielt. „Da ich gerade bei Ihnen vorüberfuhr, wollte ich doch sehen, wie Sie sich befinden.“ Auf einen Wink brachte François einen eleganten Fauteuil herbei, in welchem sich Herr Adolphus Hirsch mit nachgeahmter Nonchalance niederwarf, indem er seine kurzen dicken Beine von sich streckte

und mit der massiven goldenen Kette, die von seiner gestickten Weste niederhing, verlegen spielte.

„Ich habe Sie schon lange nicht gesehen,“ bemerkte der Legationssekretair, „Sie scheinen sich von der Welt zurückgezogen zu haben. Man spricht von einer zarten Liaison.“

„Spricht man, spricht man,“ rief der entzückte Banquier, mit dem seligsten Lächeln auf dem rosenrothen Gesicht, wobei seine kleinen Augen in Verklärung schwammen. „Gott, man spricht von mir,“ setzte er nach einer Pause hinzu.

„Man vermißt Sie bereits in den Zirkeln, wo man ewohnt war, öfter Sie zu sehn.“

„Gott, man vermißt mich,“ seufzte der Banquier in Entzücken aufgelöst. „Sagen Sie mir, einzigster Baron, wer mich vermißt. Sollte die Frau von Blanken, sollte Sie? O Gott!“ stöhnte der Banquier wie außer sich. Um die Lippen des Legationssekretair spielte ein feiner ironischer Zug.

„Man raunt sich von Ihnen Geschichten ins Ohr, lieber Hirsch, man nennt Sie einen kleinen Don Juan.“

„Gott, man nennt mich einen Don Juan. Also die Welt weiß, was ich so lang geheim gehalten. Die feine Welt kennt bereits mein Verhältniß mit E d w i n a.“

„Wie können Sie glauben, daß ein Mann wie Sie der öffentlichen Aufmerksamkeit entgehen kann,“

lächelte der Legationssekretair perfid. „Aber jetzt müssen Sie mir auch beichten, Alles nun gestehen. Welche Progressen haben Sie Beneidenswerther bereits gemacht, welche Verwüstungen in dem Herzen der schönen Edwina angerichtet?"

„Ich will Ihnen Alles sagen, da Sie schon so viel wissen," rief der geschmeichelte Banquier, der die gewünschte Gelegenheit ergriff, nun seinem gepreßten Herzen Luft zu machen und ein Geheimniß zu eröffnen, das bereits aller Welt bekannt war, da der Besitzer desselben aus Eitelkeit zu seiner Verbreitung alles Mögliche gethan. „Ich bin erhört, ich bin angenommen, ich sag Ihnen, goldener Baron, ich habe bei Edwinan reussirt."

„Glücklicher!" spottete der Legationssekretair.

„Sie hat sich geweigert, Anfangs hat sie sich gesträubt. Sie hat vorgeschützt ihre hohe Verbindungen; aber meine Beharrlichkeit hat triumphirt. Meine zarten Aufmerksamkeiten haben einen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Sie hat mir endlich erlaubt, daß ich sie besuchen darf. Diese Erlaubniß kostet mich, Ihnen kann ich das sagen, 2000 blanke Thaler. Ich war so entzückt, daß ich ihr gleich einen Schmuck geschickt habe, der unter Brüdern das Geld werth war. Ich habe zu Hossauer gesagt: Herr Hossauer ich brauche was Feines, Hossauer hat gelacht: Herr Hirsch ich verstehe. Und hat mir ein Collier gezeigt, ich sage Ihnen, ein

Collier, eine Fürstin braucht sich nicht zu schämen. Ich habe das Collier ihr zugeschickt und einen Brief dazu geschrieben, Börne kann nicht geistreicher sein, witzig, sag' ich Ihnen, ausbündig witzig. Denken Sie, Edwina hat mir später gestanden, daß nur der Brief, mein interessanter Styl sie neugierig auf meine Bekanntschaft gemacht hat. Sie wollte mir den Schmuck zurückschicken und den Brief allein behalten. Gott, wie edel. Was sagen Sie dazu, einzigster Baron."

„Ich bewundere Ihren Geist und Edwinas Herz."

„Das ist noch Nichts. Denken Sie, Edwina hat meinetwegen ihre hohe Verbindung aufgelöst. Die Geschichte mit dem Fürsten, können Sie mir glauben, ist so gut, wie abgemacht. Denken Sie, ich habe mit einem Fürsten konkurrirt und ihn ausgestochen. Sie hat meine Ohrringe und mein Collier im Tagebuche als Lucie getragen und hat kein Auge abgewendet von meiner Loge und hat dreimal mich angelacht, und das Publikum hat es bemerkt, und der Fürst hat es bemerkt und die ganze feine Welt hat es bemerkt und sich ins Ohr gezischelt und gefragt, seit wann Edwina nicht mehr den Fürsten liebt. Aber das ist noch Alles Nichts, ich sage Ihnen gar Nichts. Am andern Tag hab' ich ihr meine Equipage geschickt mit den zwei Apfelschimmeln, die mich 500 Louisd'or kosten, und habe Edwina gebeten nach Charlottenburg

zu fahren und ich habe sie begleitet mit meinem Goldfuchs, als Kavalier zu Pferd, und wir sind geritten, der Lieutnant Brillwitz von Kaiser Franz, und der Lukow, und der Meierheim, und der Herr von Zippel und der russische Graf. Als wir kamen in den Thiergarten, hat es der Zufall gefügt, und wir begegneten den Fürsten. Ich sag' Ihnen, wie er mich gesehn hat neben der Edwina, hat er ein Gesicht geschnitten, als wenn er eingenommen hätte und ich habe sehen können, wie er sich hat herübergebeugt zu seinem Begleiter und hat auf mich gezeigt und ihn gefragt, wie ich heiße. Dann hat er mir einen Blick zugeworfen, der jeden Andern vom Pferd geschmissen hätte. Aber ich lasse mich nicht verblüffen, ich bin liberal und fürchte mich vor keinem Fürsten auf der Welt."

„Aber Sie wünschten doch Kommerzienrath zu werden," wandte der Legationssekretair ein, der mit Mühe ein lautes Lachen nur noch unterdrücken konnte. Ihr Verhältniß könnte in dieser Angelegenheit Ihnen zum Nachtheile gereichen, noch weniger würde ich Ihnen rathen, Ihren Liberalismus so offen zur Schau zu tragen."

Das selige Lächeln, welches bisher auf den Lippen des Banquiers geschwebt, war plötzlich verschwunden. Die angenommene Miene des Roués im Augenblick verwischt. Der Ernst des Geschäftsmanns, der ein

festes Ziel im Auge hat, machte dem erkünstelten Leichtsinn des Bonvivants mit einem Male Platz. Die kleinen lachenden Augen nahmen einen lauernden Ausdruck an. Die buschigen Augenbrauen zogen sich nachdenklich und erschrocken in die Höhe, um die Lippen schwebte ein Zug gewohnter Spekulationslust. Verlegenheit und List kämpften in dem beweglichen Gesicht.

„Was ich gesagt habe, war entre nous, liebster Baron. Sie kennen mich und meine loyale Gesinnungen; der Zweck meines Besuches betrifft eben die bewußte Angelegenheit. Sie sind mein Freund.“

Der Baron verbeugte sich, wenn auch mit Widerstreben, eingedenk der Verpflichtungen, welche er gegen den Banquier hatte, dessen Börse er häufig in Anspruch genommen und dessen Schuldner er noch war.

„Sie müssen mir helfen. Eine Hand wäscht die andere. Warum soll ich nicht geheimer Kommerzienrath sein, wie die Beers und die Henochs. Ich habe eben dieselben Verdienste. Ich habe mich bei jeder patriotischen Unternehmung mit betheiligt. Auf jeder Subskriptionsliste steht mein Namen oben an. Ich bin wirklich nicht stolz auf einen Titel. Ich verachte so gut wie Sie den ganzen Kram, aber die Welt giebt noch Etwas drauf und meine gesellschaftliche Stellung erhält dadurch erst ihren **haut relief**.“

„Was in meinen Kräften steht, will ich für Sie thun.“

„O Sie vermögen viel. Ich weiß es. Wenn Sie bei Ihrem Onkel, bei der Exzellenz, ein Wörtchen fallen ließen. Der Finanzminister kennt mich. Der geheime Kanzleirath hat erst neulich bei mir gegessen. Wenn Sie der Sache sich noch annehmen wollten, so zweifle ich keinen Augenblick an das Gelingen. Wenn Sie mir wirklich ein Freund sind, so verwenden Sie sich. Ich bin, wie gesagt, kein Titelnarr, aber geheimer Kommerzienrath klingt doch nicht übel. Auf meine Erkenntlichkeit können Sie rechnen. Ich weiß, Sie sind mitunter in Verlegenheit. Welcher Kavalier ist das heute nicht. Gebieten Sie über meine Kasse, ich gebe Ihnen Kredit, wie viel Sie wollen. Sie zahlen, wenn Sie können. Sie sind im Begriffe, eine große Karriere zu machen, dazu gehört Geld. Ich will Ihnen so viel vorstrecken, als Sie immer brauchen. Schließen wir eine Alliance."

Der Legationssekretair ergriff jetzt mit Bereitwilligkeit die gebotene Hand. Er fühlte, wie richtig der Geldmann seine Lage erfaßt. Geld war für den Augenblick das dringendste Bedürfniß, um seine Stellung zu behaupten, der Schlüssel, welcher die Pforten einer glänzenden Zukunft ihm eröffnen sollte.

Die Ansprüche Mariens ließen sich am besten mit Geld beseitigen. Die Bewerbungen um die Gräfin erforderten einen Aufwand, dem seine zerrütteten Ver-

mögensverhältnisse nicht mehr gestatteten. Die Behauptung seiner gesellschaftlichen Stellung hing lediglich von seinen Mitteln ab, welche bereits erschöpft waren. Um seine Pläne mit Ruhe zu verfolgen, mußte er vor den Sorgen, welche seine drückenden Schulden ihm bereiteten, befreit sein. Obgleich der Banquier die geheimen Motive des Legationssekretairs nicht genau kannte, so hatte er mit dem eigenthümlichen Scharfblicke des gewandten Geschäftsmannes so viel durchschaut, daß mit dem Baron, wie der kaufmännische Ausdruck lautet, etwas anzufangen sei.

Wenn auch eitel bis zur Lächerlichkeit, genußsüchtig bis zur Verschwendung, wußte der Banquier stets seinen Vortheil wahrzunehmen und die Bekanntschaften, welche er geflissentlich in der vornehmen Welt oft mit großen Opfern suchte, erwiesen sich bei näherer Betrachtung als das Resultat der feinsten Berechnung und der schlausten Ueberlegung. Während die Geburtsaristokratie ihn verspottete, wußte er seinen Vortheil mit seinem Ehrgeiz in ihrer Gesellschaft zu verbinden und beiden Leidenschaften die gleiche Befriedigung zu schaffen.

„Abgemacht, Baronchen," rief der Banquier, indem er noch immer die feine Hand des Legationssekretairs mit seiner plumpen Faust umschlossen hielt. „Sie weisen auf mich an und ich honorire ihre Wechsel. Außerdem habe ich noch ein Geschäftchen für Sie, ich

sage ein Geschäft, Baron, wobei wir Beide in kurzer Zeit reich werden können. Wollen Sie mein Kompagnon werden? Sprechen Sie."

„Sie scherzen, Herr Hirsch," sagte erstaunt der Legationssekretair.

„Auf Ehre, **parole d'honneur,** ich mache keinen Spaß. Ich meine wirklich und im Ernst, Sie sollen mein Kompagnon werden, hören Sie, der Kompagnon von Adolphus Hirsch. Meine Firma ist bekannt in der ganzen Welt und ein Papier von mir gilt auf der Börse so viel, als wenn es von Rothschild selber kommt, wollen Sie?" —

„Ich verstehe nicht." —

„Was Sie sagen, Sie verstehen mich nicht. Herr Baron, Sie sind ein kluger Mann, ein ausgezeichneter Diplomat und Sie verstehen mich nicht. Denken Sie nach, einen Augenblick, und Sie müssen begreifen, um was es sich handelt."

„Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich Ihre Gedanken nicht errathen kann."

„Gehen Sie, Baron, Sie sind zu fein und wollen mich nur in die Verlegenheit setzen, mit meinen Propositionen herauszurücken. Wie gesagt, Sie werden mein Kompagnon und wir theilen den Profit."

„Ich besitze, wie Sie wissen, kein Kapital zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung."

„Hab ich verlangt ein Kapital von Ihnen, brauche ich ein Kapital, ich Adolphus Hirsch? — Meine Firma ist bekannt," rief der kleine Banquier, indem er vom Stuhle aufsprang und auf seine Hosentasche schlug. Wenn Sie nichts haben, habe ich. Aber Sie besitzen, was mir fehlt. Sie besitzen den Telegraphen, der ihnen mit seinen hölzernen Armen in der Luft zuwinkt, was in der Welt passirt. Sie besitzen die diplomatischen Geheimnisse vier und zwanzig Stunden früher, wie die Börse, und das ist genug."

„Herr Hirsch, Sie glauben doch nicht," stotterte der Legationssekretair, „daß ich Amtsgeheimnisse" —

„Gehen Sie, lieber Baron, mir mit Amtsgeheimnissen. Denken Sie, daß die französischen Minister nicht spekuliren, wie unsereins. Ich sage Ihnen, der ist ein Narr, wer an der vollen Schüssel sitzt und nicht mitißt. Doch wenn Sie böse sind, will ich nichts gesagt haben. Mein Vorschlag ist gut. Ueberlegen Sie sich die Sache. Guter Rath kommt über Nacht. Die Geschichte eilt nicht. Wir können uns ein andermal darüber sprechen. Was meinen Sie?"

„Sie wissen ihre Proposition mit so vieler Ueberredung zu unterstützen," sagte nach einem Nachdenken der Legationssekretair, der alle Vortheile, die ihm geboten, rasch durchschaute. „Leicht könnte ich mich ent-

schließen, wenn ich auf ihre Verschwiegenheit, auf ihre Diskretion rechnen könnte."

„Ich gebe Ihnen mein Wort als Kavalier, daß keine Sylbe über meine Lippen kommt. Denken Sie, ich lege eine bestimmte Summe in das Geschäft, was wir gewinnen, theilen wir. Ich werde Ihnen Rechnung abgeben. Handelschaft ist keine Freundschaft. Also abgemacht. Schlagen Sie ein."

Zögernd legte der Baron die Spitzen seiner Finger in die Hand des Banquiers. Er hatte noch einen Rest von Ehrgefühl zu bekämpfen.

„Herr Kompagnon," grüßte der Banquier, indem er nach seinem Hute griff, ich empfehle mich. „Wenn Sie Zeit haben, besuchen Sie mich und frühstücken bei mir ein Bischen Austern, ein Bischen Champagner und Kaviar, was man so im Hause hat." Karl verneigte sich nur kalt. Der familiäre Ton des Herrn Adolphus Hirsch schien ihm zu mißfallen. Als er sich allein sah, dachte er einige Augenblicke nach. Er hatte die Aussicht gewonnen, nicht länger mit Sorge und Mangel zu kämpfen, und das war genügend, ihn nach einiger Ueberlegung zufrieden und heiter zu stimmen. Nur noch das Verhältniß mit Marie schien ihn zu beunruhigen. Um auch mit dieser Angelegenheit zu enden, begab er sich zu Madame Werner, wie er schon am vorigen Abend beschlossen hatte. Von der klugen

und gewandten Frau hoffte er Hilfe in dieser letzten und bedeutendsten Verlegenheit.

Madame Werner.

Sie wohnte auf der großen Friedrichsstraße und hatte die ganze zweite Etage des Hauses inne, obgleich sie nur ein Kind besaß, eine Tochter von sechszehn Jahren, und nur einen Dienstboten hielt. Ihre Zimmer waren gut eingerichtet, jedoch ohne Geschmack und überladen. Man sah vielen Meublesstücken an, daß sie auf Auctionen erstanden waren. Der Rokokoschrank von Nußbaum wollte nicht zur Mahagonyservante, der moderne Tisch von Kirsch nicht zu dem geschnitzten Stuhl aus Eichenholz recht passen. Eine Stube hatte gelbe Sammetvorhänge, welche mit den grünen Tapeten nicht harmonirten, so wenig wie die schlechten Steinabdrücke in schmalen Goldleisten mit den herrlichen Kupferstichen eines Raphael Morghen, welche in breiten schwarzen Ramen an den Wänden hingen. Die ganze Einrichtung hatte Etwas, das an die Trödelbuden erinnerte. Die Stuben waren oft mit ganz unnützen Meubles ausgepfropft, das mehr die Wohlhabenheit der Besitzerin, als ihren Geschmack verrieth. Nur das Stübchen ihrer Tochter zeigte eine elegante Ein-

fachheit, einen jungfräulichen Zauber, der in dem kleinen Raume athmete.

Madame Werner selbst war eine stattliche Figur. Ihr Gesicht, mit einem gehörigen Doppelkinn gesegnet, zeigte noch Spuren einer früheren üppigen Schönheit. Wie bei den meisten Brünetten in späterem Alter sproßte auf ihrer Oberlippe ein leichter Haarwuchs, der ihr den Charakter fester Entschlossenheit verlieh. Unter den buschigen Augenbrauen funkelte ein scharfes unstättes Auge beobachtend und lauernd hervor. Ihr Blick war schielend und darum schien er falsch. Eine übergroße, fast möchten wir sagen fette, gleißnerische Freundlichkeit suchte den strengen Eindruck ihrer fast männlichen Erscheinung zu verwischen. Ihre Sprache war rauh und heiser, jedoch nicht ohne Ausdruck und Ueberredungskraft. Ueber die Vergangenheit der Madame Werner war ein dunkler Schleier ausgebreitet. Ob sie je verheirathet gewesen, und wie ihr Mann beschaffen war, können auch wir nicht genauer angeben. Sie hatte eine einzige Tochter, ein blasses zartes Kind, mit frommen blauen Augen und seidenweichen blonden Haaren, welche in allen Beziehungen den Gegensatz zur Mutter bildete und von dieser mit übertriebener und wahrhafter Zärtlichkeit geliebt und angebetet ward. Oft gab Madame Werner zu verstehen, daß sie ohne diese Tochter sich längst zurückgezogen, ihre Geschäfte

aufgegeben und von ihren Renten ohne Sorgen gelebt hätte. Welche Art von Geschäften Madame Werner trieb, werden wir bald sehen. Daß ihre Betriebsamkeit nicht ohne Gefahren verlief, bewies der Umstand, daß Madame Werner häufig in Kriminaluntersuchungen sich verwickelt sah. Sei es Vorsicht und Schlauheit, oder wirkliche Unschuld, bis jetzt wurde sie von den Gerichten stets wieder frei gesprochen, und mit Ausnahme einer Untersuchungshaft von drei Monaten haftete kein Makel auf dem bürgerlichen Rufe der Madame Werner. Im Gegentheil hatten diese gerichtlichen Verfolgungen dazu beigetragen, daß die ganze Nachbarschaft sie als eine äußerst kluge und gewandte Frau bewunderte und in Prozeßsachen sich lieber bei ihr, als bei gelehrten Advokaten einen Rath erholte. Auch sprach man von manchen hohen Protektionen, welcher sich Madame Werner zu erfreuen haben sollte. Eine große Bekanntschaft mit höheren Beamten aller Dikasterien und besonders mit einem Theile der Aristokratie Berlins ließ sich nicht in Abrede stellen. Madame Werner war oft tief in die Geheimnisse hochgestellter Männer und Frauen eingeweiht.

Es war eben die Zeit, wo Madame Werner ihre Geschäftsfreunde empfing. Diese Stunde pflegte Louise, ihre Tochter, in der eigenen Stube zuzubringen, wo sie von einem jungen Künstler Flügelunterricht empfing.

Ein zweimaliges Pochen an der Thür zeigte einen bekannten Besuch an. Ein Mann, der unter dem braunen Paletot ein Päckchen barg, welches er erst hervorzog, nachdem die Stubenthür geschlossen war, trat mit einem vorsichtig spähenden Blick in das Zimmer herein. Sein Gruß war kurz aber demüthig, und obgleich seine ganze Haltung keck und verwegen war, schien er doch eine gewisse Befangenheit der Geschäftsfrau gegenüber zu empfinden.

„Was bringst Du, Friedel?" fragte Madame Werner, nachdem sie mit huldvoller Protektormiene seinen Gruß erwiedert.

„Altes Silber."

„Kannst noch immer Deine Streiche nicht lassen. Kaum aus dem Hotel entlassen, fängst Du schon wieder zu arbeiten an."

„Still!" flehte der Mann mit bestürzten Mienen.

„Eigentlich mache ich gar keine solche Geschäfte mehr, weil sie mit allzugroßem Risico verbunden sind, aber aus Freundschaft, reiner Freundschaft für Dich, will ich mich noch einmal dazu entschließen."

Während sie diese Worte sprach, hatte Madame Werner ein Schubfach ihres Schrankes geöffnet und eine alte Handwaage hervorgezogen. „So! laß sehen, was der Bettel wiegt."

„Nehmt nur christliches Gewicht!" rief der Mann,

der manches ähnliche Geschäft mit Madame Werner abgeschlossen zu haben schien und ihrer strengen Ehrlichkeit nicht traute.

Ein furchtbarer und vernichtender Blick, welcher Friedel aus den scharfen schielenden Augen traf, schnitt jedes weitere Wort ihm auf der Zunge ab. Vergebens suchte er durch ein erkünsteltes rohes Lachen seine Bestürzung zu verbergen. Der große, und wie es schien, verwegene Mann zitterte in der Nähe dieses Weibes, deren Schlauheit und verderbliche List er aus eigener Erfahrung kannte. Ohne zu sprechen legte Madame Werner aus dem Schranke einige Kassenscheine hin, welche kaum zur Hälfte den Werth des sogenannten alten Silbers betrugen.

Friedel zögerte, das Geld in Empfang zu nehmen. „Wenn Du nicht willst," sagte Madame Werner kalt, „so nimm Dein Silber ruhig nur zurück. Ich zahle, wie Du weißt, den höchsten Preis, und biete noch die meiste Sicherheit."

„Alles wahr, alles wahr," stöhnte der Mann. „Ihr steht mit dem Teufel sicherlich im Bunde. Eine Sache, die ihr in die Hände nehmt, verschwindet und kein Mensch erfährt Etwas davon, aber dafür drückt ihr auch im Massamaten, daß unsereins Blut schwitzen und ganz umsonst für euch nur arbeiten muß."

„Ich habe keine Zeit für Dein Geschwätz, es war-

ten ganz andere Leute, wie Du, noch draußen. Willst Du, oder nicht?"

„Nun denn gebt im Teufels Namen die Papierchen her," rief der Mann, indem er hastig nach den Kassenscheinen griff, einen nach den andern aber zuvor prüfend gegen das Licht hielt, ehe er sie in die schmutzige Brieftasche steckte. Madame Werner lächelte, als sie den nicht unbegründeten Verdacht Friedels bemerkte. Auch falsche Kassenscheine hatten oft den Weg durch ihre Hand genommen. Der Mann entfernte sich durch eine andere Thür, als die, durch welche er hereingekommen.

Ein zweiter Besuch kündigte sich durch mehrmaliges Läuten an. Madame Werner öffnete. Eine verschleierte Dame in eleganter Kleidung trat herein. Schüchtern ließ sie sich auf dem Sopha nieder und schlug den Schleier zurück, der ein feines und interessantes Gesicht verbarg. „Was verschafft mir die Ehre?" fragte Madame Werner kurz.

Die junge Dame war augenscheinlich in Verlegenheit und rang nach Fassung. „Ich komme," stotterte sie zögernd, „ich komme wegen der Löffel, die ich hier versetzt."

„Das ist mir lieb, Madame Bohn, sehr lieb, ich brauche jetzt mein Geld mehr, als je. Ich will mich überhaupt von den Geschäften zurückziehen, je eher, je lieber."

„Sie müssen mit mir noch Nachsicht haben. Mein Mann hat auf Morgen einige Gäste gebeten. Er wird das Silber vermissen, wenn es nicht zur Stelle ist. Geben Sie mir es nur bis Uebermorgen heraus, liebe Madame Werner. Sie können sich auf meine Ehrlichkeit verlassen. Ich selber bringe Ihnen die Löffel wieder, sobald ich Sie nicht mehr nöthig habe."

Madame Werner antwortete nicht.

„Sie retten mich aus der schrecklichsten Lage meines Lebens, mein Mann ist so heftig, er bringt mich um, wenn er von dem Handel irgend etwas erfahren sollte. Um Gotteswillen, schonen Sie meinen Ruf, meine Ehre und sind Sie barmherzig."

„Zahlen Sie das Geld," sagte die Geschäftsfrau kalt, und die Löffel stehen jeden Augenblick zu Ihren Diensten."

„Ich kann nicht, ich kann nicht," jammerte die junge Frau. „Ich habe keinen Groschen zu meiner Disposition."

„Haben Sie keinen Anverwandten, keinen Freund, der Ihnen das Geld für die kurze Zeit vorstrecken könnte?"

„Ach! keinen Menschen," seufzte das arme Weib.

„Das ist schlimm, dann kann ich Ihnen auch nicht helfen. Ich kann doch mein Geld nicht riskiren, das sehen Sie doch ein, Madamchen. Ich bin schon so oft

in meinem Leben betrogen worden.“ Madame Bohn machte eine unwillige Bewegung und erröthete. „Ei, ich spreche ja nicht von Ihnen,“ fuhr die Werner fort, „aber ich habe so traurige Erfahrungen gemacht, meine Güte ist so vielfach mißbraucht worden, daß ich ein und für allemal den Grundsatz angenommen habe, nie ein Pfand ohne Bezahlung zu verabfolgen.“

Vergebens versuchte Madame Bohn die rührendsten Bitten, umsonst stellte sie der unempfindlichen Frau ihre Verlegenheit, die schrecklichen Folgen für ihr ganzes Leben vor, die Werner verrieth keine Spur von Bewegung. Erst nach einer längeren Pause, in welcher man laut das Schluchzen der jungen Frau hören konnte, schien endlich der Widerstand des hartherzigen Weibes besiegt zu sein. Nachdenklich legte sie den Zeigefinger einen Augenblick an das Doppelkinn und verzog dann ihr Gesicht zu einer freundlicheren Miene.

„Na, beruhigen Sie sich nur, junge Frau, unsereins ist auch kein Barbar. Sie sollen Ihre Löffel wieder haben, weinen Sie nur nicht mehr, das kann Ihren schönen Augen schaden.“

Madame Bohn dankte bereits, unter Thränen lächelnd.

„Ich verlange kein Geld von Ihnen, nicht einmal einen Schuldschein,“ fuhr die Werner mit gleißnerischem Tone fort. „Sie schreiben nur ein kleines Billet

an den Lieutenant von Brillwitz, das ich Ihnen diktiren werde. Ich weiß, er liebt Sie und wünscht Ihre nähere Bekanntschaft."

Madame Bohn erhob sich entrüstet und schickte sich an fortzugehen. Die Werner zog sie wieder sanft auf das Sopha nieder. „Sie sind ein Kind, liebes Frauchen, wenn Sie sich darüber ereifern. Thuen Sie, was Ihnen gefällig ist. Ein Billet verpflichtet Sie zu Nichts. Er will Sie nur sehen und sprechen. Das können Sie ohne Gefahr auch thun. Ihr Mann ist ein Geizhals, der Ihnen jede unschuldige Freude versagt und durch Unfreundlichkeit Ihnen jeden Lebensgenuß verbittert. Um eine Mantille zu haben, mußten Sie die Löffel ja versetzen und ihm vorlügen, daß Sie ein Geschenk von der Mutter bekommen haben. Herr von Brillwitz ist der schönste und liebenswürdigste Kavalier. Alle Frauen in Berlin sind in ihn vernarrt. Ich weiß das, denn ich komme viel herum. Auf meine Verschwiegenheit können Sie rechnen und der Lieutenant ist diskret, wie kein zweiter Mann."

Noch sträubte sich die junge Frau, ihre Einwilligung zu geben, doch durch die Ueberredung der Werner fast überzeugt, durch die Noth gedrängt, entschloß sich Madame Bohn immer noch zögernd und zagend die verlangten Zeilen an den Lieutenant zn schreiben. Zitternd überreichte sie das zusammengelegte Billet an die

Werner, welche ihr dagegen die versetzten Löffel aushändigte. Mit einem tiefen Seufzer empfing die junge Frau das theuer erkaufte Pfand. Vielleicht fühlte Sie die ganze Bedeutung dieses ersten Schrittes, der sie aus dem ruhigen Kreise ihres Lebens herausgerissen und dem finsteren Verderben entgegengeschleudert zu haben schien.

Minder wichtig waren die nachfolgenden Besuche, welche Madame Werner empfing; einige ruinirte Spieler, verlorene Frauen und bestechliche Beamte.

Endlich war auch der Legationssekretair eingelassen und von der gewandten Frau mit der Rücksicht empfangen, die sie ihren besten Kunden nur zuzuwenden pflegte. Nachdem Karl ihr den bedenklichen Zustand Mariens eröffnet, und in schmeichelhaften Ausdrücken um ihren Rath gebeten, sann die Werner einige Augenblicke nach.

„Die Marie auf der Niederwallstraße?“ fragte sie nach einigem Nachdenken. „Die wird sich nicht mit Geld abspeisen lassen. Das Mädchen kenne ich, eine Romanheldin, eine empfindsame Prinzeß. Das ist ein schlimmer Handel. Die Mutter ist gar hochgetragen und hält sich für etwas Besseres, als all die andere Welt. Ein Glück, das die krank ist und sich nicht regen kann. Ohne Skandal geht die Sache doch nicht ab.“

„Eben deswegen habe ich mich an Sie gewandt.“

„Ja, ja, ihr jungen Herren, wenn ihr eine Dummheit gemacht, dann soll die Werner helfen," lachte in vertrautem Ton das Weib, „aber zuvor wird sie nicht gefragt. Nu, nu, was da geht, werde ich schon thun. Ich weiß ja, wo Sie hinauswollen, hoch, sehr hoch. Das liebe ich. Sie sind ein schöner Mann, ein feiner Mann, und die Gräfin ist die beste Partie mit in Berlin."

Der Legationssekretair war bestürzt, als er sein Geheimniß, das er vor aller Welt verborgen glaubte, in dem Munde dieser Frau fand. Der Name der Gräfin, von solchen Lippen ausgesprochen, schien ihm entweiht zu sein. Seine Verlegenheit war dem spähenden Auge der Werner nicht entgangen, die sich stolz und höhnisch daran weidete.

„Ja, ja, Herr Legationssekretair, unsereins ist auch nicht dumm und kommt überall herum und weiß, was in jeder Gesellschaft geschieht, mag sie so hoch sein, wie sie will. In meiner Stube sind schon Grafen und Fürsten gewesen und haben die Werner behandelt, als wenn sie ihresgleichen wäre. Na, was in meinen Kräften steht, will ich thun, um Ihrem Glücke beförderlich zu sein und wegen der Marie lassen Sie sich auch keine grauen Haare wachsen. Die Sache nehme ich über mich und Sie brauchen sich nicht mehr darum zu bekümmern."

„Rechnen Sie auf meine Dankbarkeit und wenn Sie Geld brauchen, so fordern Sie.“

„Allerdings werden wir Geld brauchen, mein schöner Herr,“ fuhr die Werner fort. „Wir müssen die Marie verheirathen, und das so schnell, als möglich. Ich weiß, das Mädchen hat einen Schatz, der zu ihr geht. Er arbeitet in der Maschinenwerkstätte von Borsig, ein hübscher, junger Mann. Der geht jeden Abend hin und ist in das Mädchen zum Sterben schon verliebt. Seit Sie dem Mädchen den Kopf verdreht, wollte sie von seinen Bewerbungen Nichts wissen. Sie hat den armen Jungen schlecht behandelt, daß er sich fast das Leben darum nehmen wollte, aber lassen kann er nicht von ihr.“

„Aber woher wissen Sie das Alles? Sie sind wirklich eine wunderbare Frau,“ fragte der Legationssekretair erstaunt, dem die Allwissenheit der Madame Werner fast übernatürlich schien.

„Mein kleiner Finger sagt mir das,“ lachte das schlaue Weib. „Also Marie heirathet. Sie geben die Aussteuer und ich meinen Seegen.“

„Ich bin zu jedem Opfer bereit.“

„Nu, den Hals wird es nicht kosten und Etwas fällt für die Mutter Werner ab. Verlassen Sie sich auf mich. Sie brauchen sich um die ganze Geschichte auch nicht einen Augenblick zu besorgen.“

Beruhigt verließ der Legationssekretair, nachdem er einige Goldstücke als vorläufige Belohnung ihr gespendet, diese wunderbare Frau, welche wie eine zweite Vorsehung die Geschicke eines Menschenlebens leitete.

Madame Werner hatte für heute ihre Geschäfte beendet. Einen frohen Blick warf sie auf den Schrank, in welchem das alte Silber verschlossen lag, dann legte sie das empfangene Gold in ein verborgenes Fach, betrachtete lächelnd das Billet, das Madame Bohn zurückgelassen und schickte sich an, ihre eintretende Tochter zu umarmen, die freundlich ihre zarte Wange den Lippen der Mutter zum Kusse hingereicht.

Marie.

Wir haben Marie in dem Augenblicke verlassen, als sie von dem Legationssekretair Abschied nahm, der sich gewaltsam ihren Umarmungen entzog. Still weinend setzte sie den Weg nach ihrer Wohnung fort. Vor der Thür des Hauses wartete ein Mann auf sie. Es war Rolf, der Maschinenbauer aus der Borsigschen Fabrik. Schon von fern hatte sie ihn erkannt, darum zögerte sie in ihrem Gang und trocknete die Thränen, welche von den Wangen rollten, mit ihrem Taschen-

tuche ab. Auch er hatte das Mädchen bereits erblickt, und war ihr entgegengeeilt, um ihr seinen Abendgruß zu bieten. Seine von der Arbeit gestählte kräftig rauhe Hand ergriff die ihrige und drückte sie. „Guten Abend Marie!" rief der Arbeiter mit voller Bruststimme, die tief wie Orgelton erklang.

„Guten Abend Rolf," antwortete verlegen das Mädchen, dem die Begegnung heut nicht so ganz unangenehm schien, als sonst, weil die Mutter in Gegenwart eines Fremden über ihr Ausbleiben nicht so heftig schmählen konnte.

„Was macht die Mutter, geht es heute mit ihr ein wenig besser?"

„Ich danke, lieber Rolf. Sie hustet weniger und hat nur einmal Blut gespuckt."

„Es wird schon wieder werden, Marie, kümmern Sie sich nicht zu sehr. Ich habe mir erlaubt, ihr einige Früchte zu bringen, die der Arzt gestattet hat."

„Wollen Sie ihr dieselben nicht selber reichen. Sie wird sich freuen, Sie zu sehn."

An dem Arme des Arbeiters stieg Marie die drei Treppen, welche zu ihrem Stübchen führten, herauf. Sie mußte sich oft an ihren Begleiter halten, denn sie fühlte sich noch von vorhin schwach und angegriffen. Jedesmal, wenn sie ein wenig ausruhte und an Rolf sich lehnte, überflog ein leises Beben den kräftigen

Mann. Die Treppe war finster, ihre Wange berührte im Dunkeln die seinige, er fühlte den Hauch ihrer Lippe, ihre losgelöste Locke, welche leise über seine Stirn strich. Er zitterte schwächer fast als sie. Wie drängte es ihn, die liebliche Marie an seine Brust zu drücken, sie fest zu umschlingen, ihr zuzurufen, sei mein Weib, mein Alles, Alles auf der Welt. Doch er wagte es nicht. Das Geständniß seiner Seele, welches in jedem Augenblicke auf seinen Lippen schwebte, hätte er nie in ihrer Gegenwart gethan. Nur zu Haus, allein auf seiner Lagerstätte, von Niemanden belauscht, in dunkler Nacht, rief er einsam und ungehört: „Marie, ich liebe Dich." Je stärker und reiner eine Männerseele ist, desto schwächer und schüchterner zeigt sie sich dem Weibe gegenüber. Der härteste Stahl ist auch der sprödeste.

Als die Beiden endlich in das Zimmer traten, fanden sie die kranke Mutter nicht allein. An ihrem Bette saß ein langer dürrer Mann, welcher mit näselnder Stimme aus einem frommen Traktätleinbuch, betitelt: „Christlicher Seufzer einer sterbenden Seele," zu ihrer Erbauung las.

Während der Abwesenheit Mariens war der Nachbar und frühere Raschmacher Kramer, zu der kranken Mutter hereingeschlichen. Er gehörte zu den „Stillen im Lande," zu den Pietisten, welche im Sonnenschein der hohen und allerhöchsten Gunst in den letzten Jah-

ren zu Berlin wie Pilze emporgeschossen waren. Sein Handwerk, die edle Raschmacherkunst hatte der fromme Mann bereits seit längerer Zeit aufgegeben und Niemand wußte, wovon er eigentlich mit seiner Familie sich ernährte. Wurde er befragt, so lächelte er schlau, schlug die gräulichen kleinen Augen zum Himmel auf, faltete die langen welken Hände und flüsterte im salbungsreichen Ton: „Der Herr läßt für die Gerechten Manna vom Himmel regnen und schickt dem Propheten seinen Raben mit Speisen für den schwachen Leib." Länger als eine Viertelstunde hatte er bereits bei der kranken Frau mit gottgefälligen Werken zugebracht. Sobald er das Weggehen Mariens bemerkt, war er in das Stübchen hineingeschlüpft, unter dem Arme die Traktätlein, und eine sogenannte Nasenquetsche, eine Brille ohne Halter, mit bloßem kupfernen Bügel auf der Nase. Anfangs erkundigte er sich nach dem Befinden der Nachbarin; allmälig lenkte er das Gespräch auf den Tod und das ewige Leben. Er malte der armen schwachen Frau das höllische Strafgericht mit den grellsten Farben, er ermahnte sie Buße zu thun vor ihrem nahen Tode. Er eröffnete ihr schonungslos, daß der Arzt keine Hoffnung für ihr Aufkommen mehr gebe.

„Wenn das Frühjahr kommt, Frau Nachbarin," fuhr er grausam, fast an ihrer Verzweiflung sich wei-

dend fort, „wird man Sie hinaustragen.“ Die Kranke, welche nicht ohne alle Lust am Leben schien, sprach noch von ihrer Hoffnung auf Besserung.

„O! bekämpfen Sie diesen Glauben, sündige Frau, machen Sie sich gefaßt auf den letzten Augenblick. Bereiten Sie sich vor zum Sterben, weil es noch Zeit ist. Noch können Sie der Höllenpein entgehn, noch steht das Thor der Gnade für die Bußfertige offen. Das Blut des Lämmleins kann Sie rein waschen von aller Schuld, wenn Sie zerknirscht, und reuig in sich gehen. Noch sind Sie nicht im Zustand der Gnade, noch denken Sie an diese Welt. Was bist du Welt! citirte er aus dem Gesangbuch der frommen Sekte:

„Was bist du Welt, voll Trug und List,
Ein eitler Schatten, sünd'ger Mist.“

„Aber der Doktor,“ entgegnete die Kranke, „hat mir doch versprochen, daß ich noch einmal gesund werden könnte?“

„Ich kenne nur einen Doktor, welcher Gewalt hat über Leben und Tod, und der ist Jesus Christ. Wer an ihn nicht glaubt und sein Heil nicht von ihm allein erwartet, fährt zur Hölle ohne Erbarmen.

„Er ist die Medizin, er ist der süße Trank,
Er machte mich gesund, als ich von Beulen stank.“

„Sie glauben also, Herr Kramer, daß es keine Hoffnung für mich giebt,“ fragte die Kranke, welche

sich mit ängstlichen Blicken auf ihrem Kopfkissen emporgerichtet hatte. Bin ich denn wirklich so elend?"

„Dein Stündlein hat geschlagen, die Uhr ist abgelaufen. Bereiten Sie sich vor, dem Herrn Rechenschaft zu geben. Er wird die Thaten und Gedanken prüfen und Herz und Nieren proben. Wehe Dir, wenn Du nicht bestehst."

„Gibt es denn keine Hilfe mehr, in dieser Welt?" jammerte die Kranke.

„Ich werde Dir beistehen, sagt der Herr. Durch mich wirst Du triumphiren über Tod und Hölle. Hier habe ich Ihnen mitgebracht, was sie stärken kann im letzten schweren Kampf, lesen Sie, aber da ihre Augen schwach sind, werde ich Ihnen vorlesen."

Willenlos und matt ließ das Weib über sich ergehen, was der fromme Naschmacher ihrem Zustande für zuträglich hielt, und er begann seine Vorlesung. Ohne Rolfs und Mariens Eintritt zu bemerken, fuhr er in seinem erbaulichen Geschäfte fort, und bearbeitete die arme Frau, welche er für das himmlische Reich bereits gewonnen glaubte, mit den „christlichen Seufzern einer sterbenden Seele", einer jener Schriften, welche die Traktätleingesellschaft im Volke verbreitete, um den Keim der gesunden Vernunft und der bereits zur Geltung kommenden besseren Einsicht zu bekämpfen. — Nur mit Widerstreben hatte Mariens Mutter auf

ihren Peiniger gehört. Gern hätte sie ihn unterbrochen, oder gar die Thüre gewiesen, aber sie war zu schwach dazu. Ueberdies hatte der fromme Nachbar ihr eine kleine Summe, freilich gegen Zinsen vorgestreckt, die sie noch nicht abgetragen. Sie mußte darum schweigen und geduldig ausharren, während der Quälgeist nicht von ihrer Seite wich. Vergebens, daß sie den Kopf in das Kissen verbarg und ihre beiden Ohren mit den Händen bedeckte, die scharfe näselnde Stimme des frommen Raschmachers erreichte sie darum nicht minder und die Schilderung der ewigen Höllenqual ward ihr nicht gespart. Der Angstschweiß perlte bereits auf ihrer Stirn und das bleiche abgezehrte Gesicht zeigte eine scharf umschriebene Röthe, als eben Rolf und Marie zu ihrer Erlösung herbeieilten.

„Schweigen Sie still, Lämmelbruder," rief entrüstet der Maschinenbauer, der einen Theil der erbaulichen Vorlesung noch angehört und die Erbitterung des Volkes gegen die „Frommen" theilte. Sie sehen ja, daß die Kranke durch ihren abscheulichen Unsinn zu Tode gequält wird."

„Abscheulicher Unsinn!" rief der Pietist, indem er seine Hände faltete, „Herr vergib ihm, denn er weiß nicht, was er thut. Stören Sie nicht die fromme Seele in ihren Betrachtungen und lassen Sie die Gnade, die in ihr bereits wirkt, zum Durchbruch kommen."

„Der Doktor behauptet aber, daß die Betstunde, welche Sie mit der Mutter abhalten, ihr schädlich ist und daß jedesmal das Fieber zunimmt, wenn Sie da gewesen sind,“ bemerkte Marie mit schüchterner Besorgniß.

„Der Doktor ist ein Jude, der nicht an Christum glaubt, ein Verdammter, der den Leib nicht retten kann und die Seele mit verderben will. Ihr solltet die Thüre zuschließen, wenn er kommt, und ihn nicht hereinlassen, wenn er naht.“

„Er ist mein einziger Trost, die Liebe und Freundlichkeit selbst,“ wagte die Kranke dem Fanatiker zu antworten.

„Um so schlimmer, um so schlimmer,“ rief der Raschmacher. „Der Teufel borgt sich jegliche Gestalt. Schicken Sie ihn fort, Frau Nachbarin, ehe er ihre Seele zur Hölle führt. Eine hohe Obrigkeit sollte es nicht dulden, daß ein Jude, Christen auf dem Krankenbett behandelt.“

„Ein guter Jude ist tausendmal mehr werth, als ein schlechter Christ,“ bemerkte der Maschinenbauer bereits gereizt.

„Der Doktor besucht uns jeden Tag und sorgt selbst für die Medizin, die er aus eigener Tasche bezahlt,“ rief Marie dazwischen.

„Ja, er kommt alle Tage,“ höhnte der Pietist, „aber nicht zur Mutter, sondern zu dem Töchterlein,

der er mit allerhand Reden den Kopf verdreht, ihr fühlt er den Puls, ihr drückt er die Hand und sagt ihr tausend schöne Sachen. O, ich kenne sie, ihr Herz ist eitel und übervoll von sündiger Lust. Auswendig blüht sie wie eine Rose, aber inwendig da steckt der Wurm.

Magst du mit Schönheit auch und Liebreiz prunken
Im Sündenpfuhl ist längst dein Heil ertrunken."

Eine brennende Schamröthe flammte auf Mariens Wangen. Das Geheimniß ihrer Schuld in plumper Weise vor aller Welt ausgesprochen, brachte sie fast einer Ohnmacht nahe. Nur in der Person hatte sich der Pietist geirrt. Der Doktor besuchte in der uneigennützigsten Absicht der Welt ihre kranke Mutter. Dann und wann sprach er ein freundlich beruhigendes Wort zu dem angsterfüllten Mädchen, aber weder mehr noch weniger. Obgleich der Verdacht, den der fromme Raschmacher hämisch hingestreut, nicht den rechten Mann getroffen, so fühlte Marie sich im Innersten ergriffen und Thränen rollten über ihre schönen Wangen hin. Mehr bedurfte es nicht für Rolf, der das Mädchen anbetete, wie eine Heilige, und die Pietisten hasste; da er selbst den hallischen Lichtfreunden angehörte und auf Uhlichs und Wislicenus Lehren schwur.

Die Zornader auf seiner breiten Stirn schwoll sogleich drohend an, seine Augen funkelten vor Wuth

und mit einem Satze stand er neben der gebrechlichen Gestalt des Raschmachers. Mit seinen Fäusten, welche beim Schmieden des Eisens selber Stahlhärte erlangt, fasste er den erbärmlichen Wicht vorn an den grauen Rockklappen und schüttelte ihn, wie der Sturmwind einen faulen, morschen Stamm.

„Hinaus mit ihm, hinaus mit ihm!“ brüllte Rolf.

„Er erwürgt mich noch. Lassen Sie mich los, um Gottes willen!“ stöhnte der Pietist, dem während des Ringens die Kappe samt der Brille auf die Erde fiel.

„Thuen Sie ihm Nichts,“ flehte Marie, welche Rolf am Arme hielt. „Machen Sie sich nicht unglücklich um meinetwillen.“

„Ich will ihn lehren, ein braves Mädchen beschimpfen. Er soll das Wiederkommen hier vergessen, der niederträchtige Schuft soll von mir einen Denkzettel für ewige Zeit erhalten,“ schrie Rolf mit einer Stimme dumpf und grollend, wie der Donner.

„Mäßigen Sie sich,“ flüsterte das Mädchen. „Schonen Sie die Mutter. Die Leute werden kommen, wenn Sie nicht aufhören.“

„Mörder, Feuer!“ ächzte der fromme Mann, den Rolf mit seiner Hand noch immer am Kragen hielt und zur Thüre zerrte.

Den unabläßigen Bemühungen des Mädchens gelang es endlich, die Wuth des Maschinenbauers zu

beschwichtigen. Er ließ sein Opfer auf ihre Bitten los. Der Raschmacher bückte sich, um Kappe und Brille wieder aufzuheben.

Sein blasses, erdfahles Gesicht hatte eine violette Farbe angenommen, seine grünlichen Augen schossen vernichtende Blitze, seine Brust keuchte noch und Schaum lag vor seinen bleichen Lippen. Er athmete kurz und rasch. Einige Minuten vergingen, ehe er sich gesammelt, dann wankte er der Thüre zu. Hastig ergriff er den Drücker mit seiner noch zitternden Hand, öffnete und sprang heraus. Aber bevor er noch wieder schloß, steckte er den Kopf, dessen Schlangenähnlichkeit nicht zu verkennen war, noch einmal durch den Spalt hinein und rief: „Verdammter Lichtfreund, verfluchter Kommunist! wir treffen uns.“ Dann schlug er hastig die Thüre zu und stürzte polternd die finstere Treppe hinunter in seine Wohnung, welche er ängstlich hinter sich verschloß. Marie hielt den nacheilenden Rolf zurück, der sich endlich besänftigen ließ. Während der ganzen Scene hatte die Kranke nur eine passive Rolle übernommen. Sie gönnte dem Pietisten, der sie quälte, von Herzen eine Züchtigung, deshalb wehrte sie auch dem Maschinenbauer nicht, aber sie fürchtete auch wieder, wegen der kleinen Summe, welche sie ihm noch schuldete. Nachdem der erste Zorn verraucht, trat Rolf an das Bett der Kranken und gab ihr die Früchte, welche er zu

ihrer Erfrischung von seinen kleinen Ersparnissen gekauft. Die Kranke griff mit Gier darnach und brachte die schwellenden Trauben an ihre vertrockneten Lippen. Hätte sie Marie nicht gewarnt, so hätte sie den ganzen Vorrath mit einem Male aufgezehrt. Kranke gleichen hierin den Kindern und denken an die Zukunft nicht. Sie sind größtentheils ohne Selbstbeherrschung und Kraft, ihre Triebe zu beschränken. Auch die Seele kränkelt, wenn der Leib darniederliegt. Der Egoismus des Menschen wächst mit seinen Leiden. Murrend nur ließ die Kranke es geschehen, daß Marie den Rest der Früchte für den morgenden Tag besorgt zur Seite legte, dann drehte sich die Mutter, noch immer schmählend, daß die Tochter keine Freude ihr vergönnen wollte, nach der Wand zu und entschlummerte. Nur ihr leiser und oft unterbrochener Athem war im Stübchen zn vernehmen und der Pendelschlag der alten Uhr. Marie hatte ihre Zeichnung wieder vorgenommen, Rolf seinen Stuhl in ihre Nähe gerückt. Er sah ihr bei dem mühsamen Werk still und bewundernd zu. Das war seine glücklichste Zeit. Wenn er Abends seine Arbeit beendet, den letzten Hammerschlag gethan, das Schurzfell abgelegt, die schwarzen, rußigen Hände sauber gewaschen, dann eilte er mit verdoppelten Schritten den weiten Weg, nur um Marie zu sehen.

Er sprach wenig und selten, sein Herz war zu voll.

Der rauhe Arbeitsmann hatte keinen Ueberfluß an schönen Redensarten. Er fühlte zu tief, um seinen Empfindungen Worte zu verleihen. Was bedurfte er auch der Sprache? Sein braunes Auge, das brennend auf ihrem Angesichte haftete, seine Lippe, auf welcher das Geständniß seiner Liebe zitterte, seine Stimme, welche in ihrer Nähe von Beben ergriffen war, seine Hand, welche scheu und zagend die ihrige zu suchen und zu fliehen schien, waren die Verräther seiner heißen Liebe, und Marie wäre kein Weib gewesen, um nicht zu wissen, wie sie von Rolf geliebt und angebetet war. Noch hatte er es nicht gewagt, ihr ein Geständniß abzulegen und darum hatte sie kein Recht, sich seiner stummen Neigung zu entziehen. Sie duldete ihn, weil er so gut, so ehrlich war, weil die Mutter gern den wackern Arbeiter sah, der zur Erleichterung ihrer Lage aus Kräften beitrug. Sie schwieg in seiner Nähe, weil sie fürchtete, daß ein Gespräch, einmal begonnen, den Schüchternen ermuthigen könnte. Sie kannte Rolf länger seit einem Jahre, sie war gewohnt, täglich ihn zu sehen da auf dem Stuhle, wo er saß, ihr gegenüber, sie betrachtend, sich an ihrem Anblick freuend. Auch heute wagte sie kaum, ihn anzureden und doch hatte er ihren Dank verdient. Die arme Marie hatte ein fein fühlendes Herz, einen angebornen Sinn für das Schickliche, welches mit dem rein Menschlichen stets zusammenfällt.

Nach langem Zögern sagte sie: „Sie sind so gut, Rolf, aber auch heftig. Ich war fast erschrocken, als ich Sie so wüthend sah.“

„Oh!“ rief der Maschinenbauer, der so leise sprach, als ihm möglich war, um die Kranke nicht zu wecken und der in Mariens Worten einen Vorwurf zu entdecken glaubte, „ich habe eine verwünschte Hitze, die ich mir abgewöhnen muß.“

„Man sagt, daß die hitzigsten Menschen auch die besten sind,“ antwortete Marie, indem sie mit ihren blauen Augen unwillkührlich freundlich auf ihn schaute.

„O ich wollte, ich wäre so gut, wie Sie,“ stotterte verlegen der Maschinenbauer.

„Sie können sich täuschen, ich habe auch meine Fehler.“

„Sie müssen ein Engel sein,“ rief Rolf, indem er ihre Hand ergriff, die Marie ihm nicht zu entziehen wagte, „ja sie müssen ein Engel sein, schuldlos und rein, Marie.“

Hätte der Maschinenbauer emporgeschaut, so hätte er die flammende Röthe ihrer Wangen, ihre steigende Verlegenheit bemerken müssen. Aber Rolf war über seine eigene Kühnheit zu sehr erschrocken, und darum wagte er nicht, sie anzusehen.

Noch immer hielt er ihre Hand in der seinigen. Marie schwieg, auch Rolf vermochte nicht zu sprechen.

„Lassen Sie doch meine Hand los," sagte das Mädchen, nachdem sie einige Augenblcke still und verlegen dagesessen, wobei sie deutlich seinen kühner werdenden Druck empfand, „ich kann sonst nicht arbeiten, und ich muß bis Morgen mit dem Muster fertig werden."

„Marie!" flehte Rolf, indem er fest und fester das theure Pfand umschloß, als wollte er die Hand für ewige Zeit behalten.

Das Mädchen zitterte, als sie den Maschinenbauer immer heftiger erblickte.

„Lassen Sie mir diese Hand," bat er dringend, „für heut, für immer."

Marie antwortete nicht, sondern entzog mit sanfter Anstrengung ihre Hand der seinigen.

Traurig sah er seinen Schatz entfliehn, er redete nicht mehr und auf seinem Gesichte kämpfte ein großer, unaussprechlicher Schmerz. Dann erhob er sich von seinem Stuhle und bot dem Mädchen eine gute Nacht, scheu und verlegen, als hätte er ein furchtbares Verbrechen an ihr begangen. Sie dankte und leuchtete ihm die Treppe herab. Als Rolf unten auf dem finstern Hausflur stand, wagte er noch einmal zu ihr empor zu blicken. Sie schwebte oben, vom Lampenschein wie von einem Strahlenkranz das blonde Haupt erhellt. „Sie ist ein Engel," murmelte der Arbeiter bewegt und eilte

in die finstre Nacht hinaus. Hinter ihm schlich ein dunkler Schatten unbemerkt. Es war der Naschmacher, welcher heute noch seine Rache befriedigen wollte.

Die Kommunisten.

Rolf war in Gedanken noch immer bei Marie, während er seinen Weg mechanisch nach der Klosterstraße nahm. Dort versammelten sich Arbeiter, so wie er, Männer, die am Tage den Hammer und die Axt geschwungen. In dem geräumigen Lokale brachten sie ihren Abend zu.

In den letzten Jahren war unter den Arbeitern selbst eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Die zunehmende Bevölkerung, die steigende Konkurrenz hatte den goldenen Boden des Handwerkerstandes vernichtet. Die gemeinsame Noth brachte in allen das gleiche Mißbehagen an den gegenwärtigen Zuständen, eine Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen hervor. Der natürliche Wunsch des Menschen, eine Verbesserung seiner Lage herbeizuführen, hatte sämmtliche Gewerke bereits ergriffen.

Ein neues Evangelium, welches in Frankreich zuerst von St. Simon und Fourier offenbart, von Lamenais mit glühenden Worten gepredigt, von Cabet zum Fa-

natismus ausgebildet war, hatte seinen Weg auch nach Deutschland genommen. In der Schweiz, wo die größere politische Freiheit, die Menge der Flüchtlinge aus allen Staaten Deutschlands, jede Neuerung begünstigen, befand sich der Brennpunkt der neuen Lehre, welche von dort aus radienförmig sich verbreitete.

Weitlings Schriften, welche Wahrheit und Irrthum im populären Tone vortrugen, Heinzens Pamphlete, welche streng verboten und darum um so begieriger gelesen wurden, hatten die unteren Schichten der Gesellschaft politisch aufgeregt. Der deutsche Arbeiter fing zu denken an und wurde selbstbewußt. Junge Männer, welche ebenfalls mit dem Geiste der gegenwärtigen Regierung unzufrieden waren, Literaten, die unter dem Drucke der Censur schmachteten, Candidaten, welche wegen mißliebiger Gesinnung höheren Orts verdächtig waren und vergebens eine Anstellung erwarteten, ehemalige Liberale, die an der politischen Gestaltung des Vaterlandes verzweifelten, einsame Forscher, abstrakte Philosophen, jugendliche Schwärmer und Utopisten hatten sich der neuen Bewegung auf dem sogenannten socialen Gebiete angeschlossen. Selbst die Literatur hatte diese Richtung eingeschlagen. Von der gewandten Feder Eugen Sue's wurden die Sünden und Wunden der Gesellschaft ohne Schonung aufgedeckt. Seine Romane fanden in allen Ländern und

Ständen sowohl Leser als Nachahmer. Das Volk war zum Götzen des Tages erhoben und auf seinem Altare opferten die edelsten und besten Geister unserer Zeit. Hebung der unteren Volksklassen, Verbessrung ihrer Lage, war das Feldgeschrei.

Noch einmal wiederholte sich im neunzehnten Jahrhundert jener Philanthropismus, jener Kultus der Menschheit, welcher kurz vor dem Eintritt der ersten französischen Revolution erschienen war. Dieselbe Unzufriedenheit in allen Schichten der Gesellschaft, dieselbe drückende Gewitterschwüle in der geistigen Welt, welche großen und erschütternden Weltbegebenheiten voranzugehen pflegt, vermehrte noch die Aehnlichkeit der gegenwärtigen Epoche, mit der vergangenen. Der vierte Stand, fälschlich das Proletariat genannt, erschien mit seinen Ansprüchen auf dem Schauplatz und forderte die Rechte, welche der dritte schon besaß.

Dieser war nicht minder unzufrieden mit den bestehenden Verhältnissen. In Sachen der Religion aufgeklärt, war ihm die pietistische Richtung des Ministeriums verhaßt, von der Mitregierung ausgeschlossen, richtete er seine Waffen gegen den Absolutismus des Polizei- und Beamtenstaats. Seit der Thronbesteigung des Königs in fortwährender Opposition gegen die mittelalterlich-romantische Richtung des Monarchen, verband er sich mit den revolutionären Elementen, wo

er dieselben fand. Bis zum Ausbruche der Märzrevolution ging der Liberalismus mit der Demokratie darum Hand in Hand. Erst nach dem Siege trat die Spaltung ein.

Von den Liberalen wurden die Arbeiterbewegungen unterstützt, ihnen verdankt der Gesellenverein in der Johannisstraße seine Bildung. Der Same der Volksaufklärung ward von ihnen in den unteren Schichten ausgestreut, freisinnige, religiöse und politische Schriften verbreitet; Gesangklubbs gestiftet, welche durch Lieder den patriotisch deutschen Sinn erwecken sollten. Der Liberalismus und der Socialismus fielen noch zusammen, beide hatten gemeinschaftliche Feinde zu bekämpfen.

Eine solche halb liberale, halb sociale Versammlung war es, wohin wir Rolf, dem Maschinenbauer, folgen. Der große Saal war mit Männern des Gewerks und mit Literaten und Studenten gefüllt. Selbst einige wohlhabende Bourgeois, theils Meister, theils Kaufleute verschmähten nicht an der Gesellschaft Theil zu nehmen. An den verschiedenen Tischen wurde lebhaft diskutirt. Die Tagesfragen, die politischen Ereignisse wurden größten Theils im liberalen Sinne abgehandelt. Hier und da waltete Humor und der eigenthümliche Berliner Witz, der jedem Ding die lächerliche Seite abzugewinnen weiß. Karrikaturen,

auf denen gewöhnlich ein Eichhörnchen mit Band und Stern die Hauptfigur bildet, wanderten verstohlen von Tisch zu Tisch. In einer Ecke deklamirte ein junger Mann von einem dichten Zuhörer-Kreis umringt, ein Gedicht aus dem **Ça ira** von Freiligrath von stürmischen Beifall seiner Umgebung mehrfach unterbrochen.

Die verschiedensten Dialekte unseres deutschen Vaterlandes ließen sich vernehmen. Das Schnarren des Berliner, der breite gedehnte Ton des Schlesiers, die singende Stimme des Sachsen, der zischende Laut des Nordens, der weiche des Südens wechselten mit einander ab. Hier und da ward selbst französisch gesprochen, bald von wirklich geborenen Franzosen, welche zur Zeit in Berlin Arbeit gesucht und gefunden, bald von Mitgliedern der französischen Kolonie, die sich gern in ihrer alten Muttersprache unterhalten. Auch ehrliche deutsche Gesellen, der französischen Sprache kundig, zogen dieselbe vor, wenn sie ein Geheimniß sich mitzutheilen hatten. Man fürchtete die geheime Polizei, welche trotz alles Leugnens der Behörden, in jener Zeit bestand. Angebereien gehörten mit zur Tagesordnung. Zwischen den zahlreich mit Gästen besetzten Tischen bewegten sich geschäftig Schenkmädchen in bunter oft phantastischer Tracht hin und her und brachten auf Verlangen bald eine kühle Blonde, deren Schaum an

der langen Stange niederfloß, bald die bairische Kuffe mit dunklem Stoff gefüllt.

Nur mit Mühe konnte Rolf noch einen Platz erlangen. Einige Bekannte, wie es schien, rückten gern zusammen und nahmen ihn willig in ihrer Mitte auf. „Willkommen Rolf!“ rief ein ältlicher Geselle, mit dunklem wilden Bart, aus dem das Gesicht kaum hervorzusehen war. „Du kommst zu spät.“

„Ich hatte Geschäfte,“ schützte der Maschinenbauer verlegen vor.

„Weiß schon. Bist wieder beim Mädel gewest.“

„Kümmert's Dich?“ versetzte Rolf noch gereizt.

„Darfst nicht so unwirsch sein. Ich meine es gut mit Dir. Die Weiber taugen Nichts und ein braver Kerl sollte sich mit ihnen nicht befassen.“

„Ich heirath mein Lebtag nicht,“ krähte ein dürrer Schneider, der am selben Tische saß, „die Ehe ist unmoralisch, hat der Weitling mir in Bern gesagt.“

Ein Berliner verlangte ein Glas Bier. Ein Polkamädchen in rothem Leibchen, mit der kleinen, kecken Mütze auf dem dunklen Lockenhaar eilte herbei und brachte das Getränk, welches bei näherer Betrachtung sich als trüb erwies.

„Des is Königsbier,“ lachte ein Nebensitzender, „es thut sehr dicke.“

„Ne, Du irrst Dir, es ist duster, wie das Ministerium," rief der Andere.

Ein schallendes Gelächter ward dem Witz zu Theil.

„Du, nimm Dir vor der Polizei in Acht," bemerkte der Berliner. „Sie wird mit jedem Tage eckliger." —

„Die Schandarme schießen wie die Pilze aus der Erde," rief ein Dritter.

„Sie sind giftig," scholl es von der Seite her.

„Ja, wir Handwerksburschen haben viel zu leiden von der Polizei," sagte ein Bäckergesell aus Nördlingen, ein ehrlicher Schwab. „Das Gehudle mit den Pässen nimmt kein Ende. Da sitzen die Schreiber und lassen die Gesellen stehen und warten, bis sie schwarz werden und schnautzen einen noch dazu an, als ob man ein Hund wäre, der um einen Knochen bettelte. Da schlag doch das siedige Donnerwetter die Kerls ungespitzt in den Boden. Wenn man nur ein Schnauferle thut, wird man obendrein noch ausgewiesen."

„Das ist unsrem Itzstein und Hecker auch passirt," rief ein Badenser. „Die preußische Polizei kann keinen freien Mann vertragen. Der alte Itzstein ist ein wahrer Herzmensch, und der Hecker kann reden, daß er die Wände auseinander druckt."

„Sie leben hoch!" jubelte der Berliner und schwenkte seinen zerdrücken Hut. Ein donnerndes

Hoch erscholl im Saal. So ehrte das Volk damals seine Vertheidiger, unbekümmert um die Polizei.

Rolf stimmte mit in den Jubel ein, obgleich seine Seele noch immer mit Marie beschäftigt war. Auf's Neue versank er in seine Träumerei, aus welcher er plötzlich durch ein zu damaliger Zeit nicht ungewöhnliches Ereigniß unsanft geweckt wurde.

Das laute Gespräch und frohe Treiben an den Tischen verstummte mit einem Male. Eine Todtenstille herrschte in dem Saale. Hier und da steckten Einige die Köpfe zusammen und flüsterten nur leise einen Namen, der wie ein Lauffeuer durch die Gesellschaft ging. Durch die Menge, welche scheu zur Seite wich, schritt ein Mann, im grauen Mantel gehüllt, mit der Polizeimütze auf dem Kopf, grad auf den Tisch zu, an welchem der Maschinenbauer seinen Platz genommen. Wer nur oberflächlich auf das rosige Gesicht des neuen Gastes sah, das rund und voll eine gewisse Bonhomie verrieth und den Ausdruck der Lebenslust und Heiterkeit an sich trug, der hätte den Mann für einen behaglichen Pächter vom Lande, für einen munteren Gesellen halten müssen, der in lustiger Gesellschaft sein Glas zu leeren kam. Aber gleich bei näherer Betrachtung mußte sich diese Vermuthung als falsch erweisen. Hinter diesem immer freundlichem Lächeln lauerte ein Zug listiger Verschlagenheit. In

den grauen Augen lag etwas Spähendes, das durch Gewohnheit bereits stereotyp geworden war. In dem sicheren festen Auftreten gab sich eben so sehr büreaukratisches Bewußtsein, als persönlicher Muth zu erkennen. Die untersetzte kräftige Gestalt ließ auf körperliche Stärke und Gewandtheit schließen. Von der List und der Unerschrockenheit des Mannes erzählte sich das Berliner Volk die wunderbarsten Dinge. Seine Allwissenheit erschien fast mährchenhaft und es fehlte nicht viel, so hätte man ihn für einen Hexenmeister gehalten und ihm geheime Zauberkünste zugeschrieben. Der Berliner Volkswitz bezeichnete eben so treffend, als wahr, diese Eigenschaft in dem bekannten Liede:

Dieser that es gleich errathen,
Daß er wollte attentaten.

Unermüdlich, rastlos, entging seinen spähenden Augen kein Vorfall, kein Ereigniß in der großen Residenz. Ehe der Morgen graute, stand er verborgen von einem Pfeiler des Perron auf der Eisenbahn und musterte die ankommenden und abgehenden Fremden. Seine physiognomischen Kenntnisse verriethen ihm sofort die verdächtigen Passagiere. Politische Flüchtlinge, reisende Industrieritter, wußte er aus Hunderten herauszufinden. Spät am Abend schlich er verhüllt, oft verkleidet, bald allein, bald in Gesellschaft von Angebern und Polizeidienern in den Straßen der großen

Stadt und belauschte hier ein politisches Gespräch jugendlicher Schwärmer, dort die Anschläge verhärteter Bösewichte. Er stieg herab in die Höhlen des Lasters und überraschte den Dieb, ehe dieser seinen Raub verbergen konnte.

Ihm gelang es oft, was dem geübtesten Kriminalisten mißglückt, dem störrischen, verstocktesten Verbrecher, das Geständniß abzudringen. Seine Erscheinung, seine ganze Thätigkeit hatte immer etwas Gespenstisches. Er ist da, wo man ihn am wenigsten erwartet. Er liebt es, zu überraschen. Plötzlich steht er in einem Kreise, als wäre er aus der Erde hervorgewachsen. Er ergreift sein Opfer, wenn es am sichersten zu sein glaubt und keine Gefahren ahnt. Er ist allgegenwärtig, die verkörperte Vorsehung Berlins.

Diesem Umstande schreiben wir auch die Bestürzung in dem Saale zu, welche seit dem Erscheinen des bekannten Polizisten herrschte. Einen Augenblick schien er sich an dem panischen Schreck, an dem lähmenden Eindruck zu weiden, den er hervorgebracht. Sein durchdringend scharfes Auge flog musternd über die Menge hin, wie der Raubvogel, der sich in der Höhe wiegend, nach seiner Beute späht. Immer mehr näherte er sich dem Tische, an welchem der Maschinenbauer saß. Die Blicke aller Anwesenden folgten gespannt jedem Schritte, jeder Bewegung des Gefürchteten.

Endlich blieb er dicht vor Rolf stehn, den er musterte. Der Arbeiter, dem ein muthiges Herz unter der blauen Blouse schlug, verrieth durch kein Zeichen weder Furcht noch Ueberraschung. Sein Gesicht blieb ruhig, regungslos.

„Wie heißen Sie?" frug dieser nach einer kurzen, erwartungsvollen Pause.

„Ich heiße Rolf."

„Sie sind Maschinenbauer in einer Fabrik."

„Ich arbeite seit zwei Jahren in der Borsigschen Werkstätte."

„Gut! Sie werden mit mir gehn, und das sogleich."

Ein Murren entstand im ganzen Saale. Umstehende waren aufgesprungen und umringten Rolf. Hier und da wurden heftige Drohungen ausgestoßen gegen die Willkür der Polizei. Der bärtige Geselle ballte seine Faust. Der Badenser und der Würtemberger hatten Rolf an der Hand gefaßt, um ihn zurückzuhalten. Gäste von entfernteren Tischen waren herbeigeeilt. Der Maschinenbauer zählte augenscheinlich viele Freunde hier im Saale, seine Gefangennehmung schien nicht ohne Gefahr und selbst auf offenen Widerstand zu stoßen. Zu dieser Aufregung der Gesellschaft bildeten die Ruhe Rolfs und des Polizisten den entschiedensten Kontrast. Beide blickten fest und unerschütterlich auf den steigenden Tumult. Der Maschinenbauer stand

aufrecht, ungebeugt, ein Bild männlicher Kraft, eine Eiche im Sturm, dem das niedrige Gestrüpp nur weicht. Seine Ruhe war ungekünstelt. Der Polizist dagegen blickte mit untergeschlagenen Armen lauernd rings umher; kalt in der drohenden Gefahr im Gefühle seiner Sicherheit. Von Zeit zu Zeit griff er nach seiner Brust, als hielte er dort eine geheime Waffe verborgen.

„Lassen Sie den Gefangenen," schrie er laut. „Das Haus ist von Gensdarmen rings umstellt, ein Wink von mir und sie dringen herein."

Ein dumpfer Ton grimmiger Entrüstung war die einzige Antwort, welche die Versammlung gab. Dichter und immer enger schloß sich der Kreis um Rolf. Einen Augenblick schien der Polizist zu überlegen, auf welches Verhalten er einzuschlagen habe.

„Man sperrt hier Keinen mir nichts dich nichts ein," rief der Berliner, „Gerechtigkeit muß sind."

„Wenn Ihr ihn nehmen wollt, müßt Ihr ihn holen," spottete der Badner.

„Rolf Du gehst nicht," sagte der bärtige Gesell. „Ich weiß, was es heißt eingesperrt zu sein und das verfluchte Hin- und Herfragen. Ein ehrlicher Kerl kann den Vorstand darum verlieren."

„Wir geben ihn nicht raus," schrie die aufgeregte Menge immer drohender.

Der Polizeimann hatte noch keinen Entschluß gefaßt. Nur ungern schien er zu dem Aeußersten zu schreiten. Er war kein Freund von Anwendung der Gewalt. Er liebte still und ohne Aufsehn zu verfahren.

„Sind Sie vernünftig," sagte er zu Rolf, „kommen Sie freiwillig mit, es soll Ihnen Nichts geschehn."

„Welches Verbrechen hab ich denn begangen?" fragte Rolf, welcher bisher still geschwiegen und sich fast theilnahmlos verhalten, obgleich er selbst die Hauptperson des Schauspiels war.

„Sie sollen Alles erfahren," antwortete der Polizist, „aber warnen Sie Ihre Freunde. Ihr Widerstand kann Ihnen nichts nutzen und erschwert nur Ihre Lage um so mehr."

Rolf sah die Richtigkeit der Bemerkung ein. „Ich gehe mit Ihnen," sagte er entschlossen, „aber ich verlange den Grund meiner Verhaftung zu wissen."

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie noch heute ihn kennen sollen. Jedoch darf ich nicht darüber vor aller Welt hier sprechen."

„Ich vertraue Ihnen und nun laßt mich gehn," sagte Rolf, indem er sich zu seinen Freunden wandte. Ich mag keinem Menschen Unannehmlichkeiten um meinetwillen verursachen. Es wird ja auch den Hals nicht kosten," setzte er mit einem traurigen Lächlen zu.

„So Recht junger Mann," rief der Polizist.

„Rolf, sei kein Narr!“ warnten die Umstehenden.

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich,“ meinte der Bärtige.

„Wie Du Dich bettest, wirst Du liegen,“ bemerkte hierzu der Badner, der unmuthig die Hand des Maschinenbauers fahren ließ.

Als die Umgebung des Maschinenbauer ihn fest entschlossen sah, seiner Verhaftung sich zu fügen, gab auch sie ihren Widerstand leicht auf, und öffnete den Kreis der ihn umschlossen hielt. Der Polizist, seines Gefangenen sicher, schritt voran, der Maschinenbauer folgte ihm. Hier und da wurde noch ein Fluch gehört, eine Faust geballt, dann war es wieder ruhig und still im Saal und bald ging das gewohnte Leben seinen Gang, als wäre eben nichts geschehn.

An der Thür warteten schon zwei Gensdarme, welche Rolf in Empfang nahmen. Der Polizist machte Miene sich zu entfernen. Rolf erinnerte ihn an sein Versprechen, ihm die Ursache seiner Gefangennehmung zu entdecken.

„Sie sind denuncirt worden und stehen im Verdachte, einer kommunistischen Verbindung anzugehören, welche mit dem Auslande correspondirt und die Einführung der Republik bezweckt.“

Die Stadtvogtei.

Minder höflich als der Polizeirath, schleppten die Gensdarme Rolf mit sich fort. Wenn er sich beschwerte, hieß es, wie gewöhnlich: „Kerl nicht raisonirt." Die Grobheit der preußischen Beamtenwelt steht im umgekehrten Verhältnisse zu ihrem Range. Je niedriger die Stellung, desto gröber der Bureaukrat. Ein Gensdarm steht gewöhnlich an der äußersten Grenze. Diese Rücksichtslosigkeit empörte den Maschinenbauer. „Ich werde mich über ihr Benehmen beklagen," sagte Rolf.

„Das Maul gehalten, verfluchter Rebell!" war die Antwort.

Das Verfahren der Polizei im Jahre **1847** war für das Volk erniedrigend. Sie handelte mit einer Willkür, welche sie zum Gegenstand des allgemeinen Hasses machte. Sie übte ihr ohnedies mißliebiges Amt in einer Weise aus, welche verletzend war. Daher richtete sich die Revolution vorzugsweise gegen ihre Herrschaft. Beschwerden halfen nicht, selten wurden sie gehört.

Der Maschinenbauer fühlte seine Ohnmacht und schwieg.

Auf dem Molkenmarkte steht ein großes unscheinliches Gebäude, die Stadtvogtei genannt. Dort ist

das Polizeigefängniß der Stadt Berlin, dahin wurde Rolf von seinen Begleitern gebracht. Ein großes Zimmer nahm ihn vorläufig auf. Rings an den Wänden waren Pritschen angebracht, mit einem schmutzigen Strohsack nur bedeckt. Eine Lampe erhellte spärlich matt den dunklen Raum und die verschiedenen Gruppen der Gefangenen, welche eben erst abgeliefert worden waren. Einige saßen, andere standen rings umher; liederliche Dirnen schäkerten selbst hier mit den bestraften Vagabonden. Nächtliche Ruhestörer, oft im eleganten Kostüm, saßen neben dem aufgegriffenen Bettler, der seine Blöße spärlich nur mit Lumpen deckte. Selbst Kinder von zehn bis zwölf Jahren fehlten nicht, gewöhnlich trugen sie in ihren Zügen bereits die Spuren des Lasters und der Sünde.

In einem Winkel weinte ein junges Mädchen; in ihren Formen noch ein Kind. Sie schien erst am Anfange ihrer traurigen Laufbahn zu stehn und hatte vor Scham ihr Gesicht mit der zerrissenen Schürze halb verhüllt. Neben ihr stand mit hochroth geschminkten Wangen und frechem Blick ein Frauenzimmer aus der niedrigsten Volksklasse und tröstete die Verzweifelnde mit anerkennenswerther Gutmüthigkeit.

„Na, wene man nicht, in vierzehn Dagen sind wir wieder raus.“

Ein Bursche, in karirter Leinwandjacke, mit lan-

gem blonden Haar und bleichem verwitterten Angesicht, in welchem schlaftrunken die blauen wäßrigen Augen schwammen, die Hände in den Hosentaschen pfiff unbesorgt einen Gassenhauer. Er schien sich hier heimisch und bekannt zu fühlen; seine Miene und ganze Haltung verrieth den Habitué der Stadtvogtei. Neben ihm hatte ein älterer Verbrecher seinen Platz genommen. Unter dem schmutzig grauen Filz quoll das wirre Haar hervor; ein struppiger Bart umzog das spitze Kinn; List und Verschlagenheit blitzten unter den buschigen Augenbrauen. An einem Bettpfosten lehnte sich schwankend ein aufgegriffener Vagabond in nur halb nüchternem Zustande und unterhielt sich mit einem ältlichen Frauenzimmer angelegentlich. Beide Personen schienen bessere Tage gesehen und einer höheren Stellung angehört zu haben. Das vom Trunke aufgedunsene Gesicht des Mannes zeigte noch Spuren von früherer Schönheit. Seine Sprache, seine Gedanken verriethen einen hier ungewöhnlichen Bildungsgrad. „Madame," sagte er zu der Frau, „wie Sie mich hier sehn, war ich einst Privatdocent der hiesigen Universität *). Eine Kette unglücklicher Verhältnisse haben mich heruntergebracht. Doch ich bin ein Philosoph und setze den

*) Wörtlich wahr. Derselbe soll auf Kosten der Regierung nach Amerika ausgewandert sein.

Schlägen des Schicksals einen ungebeugten Muth entgegen."

„Ich bin erfreut einen gebildeten Menschen hier zu finden," antwortete die Dame mit Koketterie, „**les beaux esprits se rencontrent par-tout.**"

Der Vagabond griff nach der Hand der Frau, welche einst Gouvernante in einem hohen Hause gewesen war und jetzt durch Betrügereien ihr Leben fristete, und küßte sie mit dem Anstand der feinsten Welt.

Auch diese Gesellschaft hatte ihre Aristokratie. Selbst in der Hausvogtei machte sich der Unterschied des Ranges bemerkbar.

Weit abgesondert von den Uebrigen befand sich ein junger Mann. Seine hohe Stirn deutete auf keinen gewöhnlichen Geist; in seinen Augen glühte ein schwärmerisches Feuer, auf seinen Lippen schwebte ein Zug gewinnender Freundlichkeit. Er war nicht elegant, aber gut gekleidet. Ein schwarzer Rock umschloß seine kräftige, männlich schöne Gestalt. Sein Hals war bloß, von keiner steifen Kravatte eingezwängt, ein einfacher weißer Kragen den er übergeschlagen, war zierlich von einem dünnen Seidentuch umschlungen. Er schien mehr ein neugieriger Beobachter als ein Angehöriger des Gefängnisses zu sein. Seine Mienen drückten weder Bestürzung noch Furcht aus. Das milde braune Auge schweifte durch den ganzen Saal, als

wollte er alle Welt dort grüßen. Ein rührender Zug von Selbstvergessenheit gehörte zur Charakteristik dieses Mannes. Er dachte nur an die Leiden der Anderen, an die Ausgeschlossenen einer Gesellschaft, welche das Verbrechen im eigenen Schoos erzeugt und selbst schuldig den Schuldigen nachsichtslos bestraft. Sein eigenes Geschick schien er nicht zu beachten und doch war er, wie Rolf, desselben Verbrechens wegen angeklagt. Er war der Führer und Leiter der socialen Bewegung. Die Noth der arbeitenden Klassen hatten von jeher seine Aufmerksamkeit gefesselt. Er hatte einen Theil seines Vermögens aufgeopfert, England und Frankreich besucht, um die Lage der dortigen Bevölkerung aus eigener Anschauung kennen zu lernen, mit den Häuptern der neuen Schule verkehrt, um theoretisch und praktisch sich für seine Mission auszubilden. Nach Berlin zurückgekehrt, war es ihm gelungen einen bedeutenden Einfluß auf die Arbeiter auszuüben, welche ihn mit Hingebung liebten. Ein begeisternder Redner, wirkte er mächtig durch das Wort und seine Reden in dem Gesellenvereine der Johannisstraße wurden von den Zuhörern stets mit einem Beifallssturm begrüßt. Von der Regierung seiner Gesinnungen wegen verfolgt und zurückgesetzt, als er sich um einen Lehrstuhl für Philosophie bewarb, hatte dieses Ereigniß nicht wenig dazu beigetragen, seine ganze Thätigkeit auf einen

Punkt zu drängen. Deshalb war seine Anschauung oft eine einseitige. Er kannte die übrigen Stände nicht und verurtheilte sie darum ohne zu prüfen. Sein Abgott war das Volk. Er haßte den Adel und die Bourgeoisie mit blinder Leidenschaft. Nur dem Volke, das heißt den untersten Schichten der Gesellschaft, schrieb er jede Tugend zu. Von ihm erwartete er einzig und allein die Regeneration dieser nach seiner Meinung verderbten und entarteten Welt. Er vermied jede Berührung mit den höheren Ständen und lebte einsam bei seinen Büchern und Studien. Wenn er seine Wohnung verließ, so geschah es nur, um sich in die Arbeiterversammlungen zu begeben, welchen er mit dem schwärmerischen Eifer eines begeisterten Propheten das reine Evangelium anzupreisen suchte. Nur in der Gesellschaft jener wunderbaren Frau, welche wir im Salon des Justizministers kennen gelernt, wurde er zuweilen gesehen. Er begleitete sie auf ihren einsamen Wanderungen durch das Vogtland und besuchte mit ihr die Familienhäuser, wo das Elend und der Mangel seine Wohnung aufgeschlagen hat. Nur in ihrer Nähe verlor er seine gewohnte Einsylbigkeit und seine poetische Seele schwärmte in Hymnen aus, würdig eines Lamenais.

Der junge Mann, wir wollen ihn Doktor Dörner nennen, war schon seit langem der Polizei verdächtig

und seine Verhaftung ward zugleich mit der Rolfs verfügt. Beide waren befreundet und sobald der Doktor den Maschinenbauer aus der Menge herausgefunden, eilte er auf denselben zu und fragte ihn: „wie kommen Sie hierher?“

„Man beschuldigt mich, Theilnehmer einer kommunistischen Verbindung zu sein.“

„Ganz wie mich. O die Thoren! Sie verfolgen die Wahrheit und kreuzigen ihre Lehrer und Bekenner. Sie glauben, wenn sie Menschen beseitigen, auch die Ideen zu vernichten. Die Idee ist unsterblich und wird ihrer spotten. Glauben Sie, lieber Rolf, wir stehen am Vorabende einer neuen Weltepoche. Wie zu den Zeiten der römischen Herrschaft ist die Welt vergiftet und verdorben, in ihrer Auflösung begriffen. Die Gesellschaft ist in Fäulniß übergegangen und bedarf einer Regeneration. Ein neues Evangelium ist verkündet worden und seine Wahrheit wird siegen.“

„Ja, es muß anders werden,“ bekräftigte der Maschinenbauer schlicht.

„Aus dem Volke muß das Heil wieder kommen. In der Masse leben noch die gesunden Säfte, welche die Verjüngung der Welt bewirken werden.“

Diese Worte, in dieser Gesellschaft ausgesprochen, klangen fast wie Ironie, aber der junge Mann vergaß in seinem Feuereifer Ort und Zeit.

„Man verfolgt uns jetzt,“ fuhr er fort, „aber wir werden, ja wir werden triumphiren, die Tyrannei wird ein Ende nehmen und gestürzt. Der Kampf ist unausbleiblich und vielleicht in kurzer Zeit steht schon die Entscheidung nah. Auf den Barrikaden werden wir uns wiedersehn.“

„Ich wollte, es ginge heut schon los,“ rief der Maschinenbauer mit Begeisterung. „Die Wirthschaft ist nicht länger zu ertragen. Im Gebirge schießt man die Arbeiter tod, wenn sie Brot verlangen und ruft ihnen höhnisch zu: freßt Gras und Heu, und in Oberschlesien wüthet der Hunger und der Typhus um die Wette, ohne daß sich die Regierung darum kümmert.“

„Unsere Minister haben Krakau aufgeopfert und preisgegeben. Sie wußten nicht einmal welche tödliche Wunde sie dem schlesischen Handel schlugen. Sie verkaufen an die Kabinette das Wohl der Völker und verschachern Nationen, wie eine Heerde Schafe,“ sagte mit Entrüstung der Doktor.

„Der Zustand ist unerträglich. Sie können mir glauben, lieber Herr Doktor, die Arbeiter denken alle so wie ich und warten nur auf den günstigen Augenblick. Wenn es losgeht, werden sie nicht fehlen. Wir werden stehen, wie ein Mann.“

Während sich die politische Unzufriedenheit der Beiden im Gefängnisse auf diese Weise Luft machte, war

der Polizeirath mit dem Gefangenwärter eingetreten. Sein scharfer Blick musterte die ziemlich bedeutende Versammlung. Er sprach mit den Meisten. Fast jeder der Verbrecher betheuerte seine Unschuld. Mit ungläubigem Lächeln hörte der Polizist ihre verschiedenen Entschuldigungen an. Er verfügte über die Detention und wies den Einzelnen ihre Zellen an. Sie wurden von dem dienenden Personale je nach ihrer Bestimmung in Empfang genommen und abgeführt. Allmälig lichtete sich das Zimmer. Nur wenige blieben noch zurück, unter diesen der Maschinenbauer und der Doktor Dörner. Als der Polizist beide in unmittelbarer Nähe mit einander verkehren sah, verfinsterte sich sein freundliches Gesicht.

„Warum haben Sie die Gefangenen nicht sofort auf ihre verschiedenen Zellen gebracht, wie ich angeordnet,“ rief er im heftigen Tone dem Gefängnißwärter zu.

„Ich habe keine besondere Ordre hierüber erhalten,“ entschuldigte sich der Letztere.

„Wer hat die Gefangenen hereingebracht?“

Der Gefängnißwärter nannte die Gensdarme, welche den Auftrag vollzogen hatten.

Der Polizeirath schrieb eine Bemerkung in sein Dienstbuch, dann wandte er sich zu den beiden Gefangenen, indem er sie fixirte.

„Sie haben Zeit gehabt, sich mit einander zu besprechen, nicht wahr?"

„Wir haben allerdings mit einander gesprochen, aber uns nicht besprochen," entgegnete der Doktor. „Ich habe aus dem Munde des Herrn Rolf die Ursache seiner Verhaftung erfahren, weder mehr, noch weniger."

„Das ist schlimm," antwortete der Polizist. „Sie werden gewiß ihre Aussagen bereits abgeredet haben. Aber Sie können versichert sein, daß Ihnen dies Alles Nichts nützen wird. Wir haben die Beweise ihrer beiderseitigen Schuld in Händen. Die Haussuchung, welche ich selbst vorgenommen, hat die wichtigsten Resultate bereits ergeben. Sie sind im Besitze von Schriften, welche streng verboten sind. Wir haben Briefe aufgefunden, welche Sie kompromittiren müssen. Gestehen Sie lieber Ihre Verbrechen sogleich ein, und Sie können Ihr Schicksal bedeutend dadurch mildern. Wir wollen ein kleines Protokoll darüber aufnehmen lassen, ich werde den Polizeiactuar herbeirufen und wenn Sie wollen, können Sie Ihr Geständniß sogleich vor uns Beiden ablegen."

„Ich werde Ihnen weder Rede noch Antwort stehn," entgegnete gereizt der Doktor. „Ich verlange vor meinen ordentlichen Richter gestellt zu werden. Die Polizei hat kein Recht, die Untersuchung hier zu führen.

So wenig ich auch Gewicht hierauf lege, so gehöre ich doch einmal den eximirten Ständen an, und mein Verbrechen, wenn ein solches überhaupt vorhanden, muß vor dem Kammergericht verhandelt werden, da es ein politisches ist. Weder ich noch mein Freund hier werden sich irgend auslassen. Wir protestiren gegen jede fernere Verhandlung."

„Man wird Sie zu zwingen wissen," sagte finster der Polizist.

„Wir werden schweigen," antwortete der Doktor. „Der Tyrannei und Willkür wollen wir nicht nachgeben. Sie haben zwar die Macht in Händen, uns zu peinigen, aber wir werden ihren kleinlichen Verfolgungen gegenüber den Muth eines Mannes zeigen."

Der Polizeirath war auf diesen Widerstand nicht gefaßt. Er biß die Zähne vor innerer Wuth zusammen, daß sein wohlangelegter Plan mißglücken sollte.

Willkürliche Verhaftungen waren damals an der Tagesordnung, oft wurden Geständnisse durch Ueberraschung und List erpreßt. Häufig war deshalb die Polizei mit den richterlichen Behörden in Conflikt gerathen. Verbrecher wiesen nach, daß sie von Helfershelfern der Polizei zu neuen Diebstählen verleitet worden waren. In Gemeinschaft mit diesen hatten sie einen Einbruch vorgenommen, der nur durch

Bayerische Staatsbibliothek München

Hülfe dieser **agents provocateurs** möglich war. Sie wurden von der Polizei ergriffen, während diese die Spießgesellen, welche die Verführer waren, entschlüpfen und spurlos verschwinden ließ. Geständnisse, vor der Polizei abgelegt, wurden häufig widerrufen und nachgewiesen, daß sie dieselbe durch moralische und oft physische Tortur hervorzulocken gewußt.

Ein ähnliches Manöver war das, welches man gegen den Doktor und den Maschinenbauer auszuüben gedachte. Auch hier handelte es sich um eine Verletzung des bestehenden Rechtes.

„Gut denn," rief der Polizeirath nach einigem Besinnen, indem er seine freundliche Miene wieder annahm, „Sie weisen meine gutgemeinten Vorschläge zurück. Ich will Sie nicht zwingen, obgleich ich die Macht dazu in meinen Händen hätte. Sie würden besser gethan haben, sich mir anzuvertrauen. Ein offenes Geständniß hätte Ihnen viele Vortheile gebracht. Ihre Untersuchungshaft wird, wie ich glaube, lange, sehr lange dauern. Sie hätten das Verfahren selbst bedeutend abkürzen können. Da Sie meine freundschaftlichen Vorschläge von sich weisen, so muß ich Sie den Gerichten übergeben. Für heute bleiben Sie hier, natürlich bis ich in Betreff Ihrer neue Instructionen erhalten habe."

„Bringen Sie diesen Herrn auf Nr. **5** und jenen nach **12**, wenn die Zellen nicht schon besetzt sind," fügte er, zum Gefängnißwärter gewendet, hinzu. Vielleicht besinnen Sie sich aber noch, selbst später, wenn Sie ihr Gewissen rührt, können Sie mich rufen lassen. Ich bin zu jeder Zeit bereit, Ihr Geständniß entgegenzunehmen."

Ein mitleidiges Lächeln war die einzige Antwort des Doktors, auch Rolf blieb stumm. „Haben Sie mir gar Nichts zu sagen?" fragte fast wehmüthig der Polizist den Maschinenbauer.

„Ich wollte, ich hätte Dich zwischen meinen Fäusten," murmelte Rolf, indem er die Hände ballte.

Auf einen Wink des Polizeiraths wurden die Gefangenen abgeführt, und jeder in eine besondere Zelle eingesperrt. Da sie nicht mehr mit einander sprechen konnten, grüßten sie sich wenigstes schweigend mit den Augen und der Hand.

Die Gräfin.

Eine geraume Zeit war seitdem verstrichen. Große Weltereignisse waren inzwischen eingetreten, welche die kleineren Begebenheiten des Tages in den Hintergrund gedrängt. Das französische Volk, dieser ewige Träger der Revolution, hatte zum drittenmale einen Thron

gestürzt; die Bewegung, welche von Frankreich ausging hatte auch das deutsche Volk mit ergriffen. Bereits war in Wien das absolute System an einem Tage vernichtet. Metternich, mit Fluch beladen, mußte die Flucht ergreifen. In Berlin herrschte unverkennbar ein hoher Grad von Aufregung. Eine Menge von Zündstoff war angehäuft, nur der Funke fehlte, um Alles in Flammen zu versetzen. Am 16. März kam die Nachricht der Wiener Revolution nach Berlin. Noch immer zögerte die Regierung dem Freiheitsdrang des Volkes nachzugeben. Vielfache Zusammenrottungen wurden von bewaffneter Gewalt auseinandergetrieben. Einzelne Verwundungen, selbst Menschenleben waren zu beklagen. Alles dies steigerte die allgemein herrschende Erbitterung immer mehr und mehr. Am Sonnabend früh fand jene bekannte, stürmisch aufgeregte Sitzung der Stadtverordneten öffentlich statt. Es wurden hier die Anträge auf freie Ständeverfassung, Entfernung des Militairs, Abdankung des Ministeriums, Bewaffnung der Bürgerschaft, Einrichtung der Schwurgerichte und Gleichheit aller religiösen Kulte gestellt. Eine Deputation wurde gewählt, um die Wünsche der Stadt Berlin dem Könige vorzutragen. Die Deputation war vom König freundlich empfangen worden. Alle ihre Anträge wurden bewilligt. Man beschloß, am Abende des Tages die Stadt festlich zu erleuchten.

Vor dem Schlosse versammelte sich inzwischen eine große Menschenmasse, der König erschien auf dem Balkon. Seine Worte wurden nicht vernommen, er schien bewegt und sprach leiser, als wie sonst. Der Platz vor dem Palais war mit Tausenden bedeckt, immer neue Ströme wogten von allen Seiten her, Kopf an Kopf gedrängt stand die Menge gespannt und erwartungsvoll. Selbst die Dächer der benachbarten Häuser waren mit Menschen zahlreich bekränzt. An dem großen Kandelaber klammerten sich noch Leute an, um zu hören und zu sehen. Ganz Berlin schien auf diesem Punkte conzentrirt zu sein. Alle Stände, alle Klassen hatten sich hier eingefunden, um die Antwort des Königs zu vernehmen. Einzelne Männer wurden jetzt auf den Schultern ihrer Nachbarn emporgehoben und verkündigten von diesen improvisirten Tribünen herab den Willen des Königs, andere schritten durch die Haufen, oft mit Gefahr, und erklärten, daß die billigen Wünsche des Volkes erfüllt wären. Ein donnerndes Lebehoch erschallte aus jedem Munde. Auf allen Gesichtern glänzte freudige Zufriedenheit. Jeder Zwang war geschwunden, Fremde schüttelten begeistert einander die Hände und umarmten sich wie längst bekannte Freunde. Man wünschte sich von allen Seiten Glück. Arbeiter in der Blouse, sprachen mit besternten und bekreuzten Herren im trauten Ton,

Unter diesen befand sich Rolf und Doktor Dörner, welche nach kurzer Haft als schuldlos aus ihren Gefängnissen entlassen worden waren. Alle schienen zufrieden gestellt. Nur die Erbitterung, welche immer gegen das Militair geherrscht und durch das Benehmen desselben in den letzten Tagen noch vermehrt worden war, machte sich durch den einstimmigen Schrei der Versammlung Luft: fort mit dem Militair!

Ein schlanker Mann mit feinem aristokratischen Gesicht und vornehmen Formen beugte sich zum Könige, der ihn zu fragen schien. Graf Arnim machte ihn augenscheinlich mit dem neuen Wunsche des Volks bekannt. Die Antwort war, daß ein unehrenvoller Rückzug der Truppen nicht gefordert werden könne. Das Volk war nicht zufrieden gestellt und wiederholte vielfach seinen Ruf.

Noch herrschte ein Mißtrauen in der Masse, welches leicht zu entschuldigen war. Man war seit langer Zeit an Täuschungen gewohnt.

Die Verwirrung in Folge der königlichen Weigerung war groß, eine Mißstimmung that sich im Allgemeinen kund. Das Volk schwankte unentschlossen um das Schloß, ein brausendes Meer, das ein Windstoß in schäumende Wuth versetzt.

„Was kommt dort?“ fragte der Doktor den Maschinenbauer, indem er nach der Stechbahn wies.

„Bei Gott! das ist Kavallerie,“ rief der Arbeiter entrüstet.

„O ich wußte, daß man nur Spiel mit uns treibt.“

Die Kavallerie rückte näher und näher. Man hörte den dröhnenden Hufschlag der Pferde auf dem Pflaster. Man sahe schon die Schwerdter blinken. Es wurde scharf auf die wehrlose verworrene Masse eingehauen.

In demselben Augenblicke gingen zwei Schüsse los.

„Verrath!“ schrie der Maschinenbauer mit seiner tiefen Donnerstimme.

„Verrath! Verrath!“ heulte die Menge, die vor Angst und Wuth auseinander stob. Das Losungswort war gegeben.

„Wohin?“ fragte der Doktor Rolf „und was sollen wir beginnen?“

„Wir müssen Barrikaden baun,“ schrie dieser laut, „wir wollen unser Leben theuer verkaufen, wir dürfen uns nicht wehrlos schlachten lassen.“

„Barrikaden! Barrikaden!“ heulte ein Trupp Arbeiter, an deren Spitze der bärtige Geselle sich befand. Auch der Badenser und der Würtemberger fehlten nicht in diesem Menschenknäul, der sich die breite Straße niederwälzte und Rolf und den Doktor mit sich riß. An einzelnen Orten wurde bereits das Pflaster aufgerissen, aus den benachbarten Häusern

holte man Brechwerkzeuge dazu. Eine vorüberfahrende Droschke wurde angehalten, das Thier ausgespannt, das Kabriolet umgeworfen: einige Wagen erlitten das nämliche Geschick. Die Brücken der Rinnsteine wurden abgehoben, Fässer aus benachbarten Magazinen herbeigewälzt, Steine getragen. Alle Hände arbeiteten, am fleißigsten Rolf und der Doktor, welche mit Brechstangen bewaffnet, den Bau leiteten. In wenigen Augenblicken war die Straße gesperrt und eine starke, feste Barrikade aufgerichtet, welche jedem Angriffe zu trotzen schien. An ihr hinauf kletterte ein Berliner Straßenjunge und pflanzte auf der Höhe derselben die schwarz-roth-goldene Fahne auf. Das Volk jubelte und rief: es lebe die Freiheitsfahne.

Hinter der Barrikade begann ein neues Leben sich zu entwickeln. Einzelne Bewaffenete sammelten sich bereits, Bürgerschützen mit Stutzen, Arbeiter mit Eisenstangen, Studenten mit Rapieren und Hiebern, Alle von Heldenmuth beseelt. Kaum war die Barrikade nothdürftig fertig, so stürmte eine Dragonerabtheilung heran. Ein Hagel von Steinen und einige wohlgezielte Schüsse der Bürgerschützen vertrieben sie. Ein Officier war gefallen. Das Volk hinter der Barrikade stieß ein Siegesjauchzen aus. Einige tollkühne Köpfe stürzten noch hervor und verfolgten mit Hohngeschrei die abziehenden Soldaten. Gegen Abend

begann der Donner der Kononen. Die breite Straße wurde mit Kartätschen beschossen. Bei jedem Schuß erdröhnte der Boden, man hörte deutlich das Klirren der zerbrochenen Fensterscheiben. Das Haus des Conditor d'Heureuse, welches quer von der Mündung der breiten Straße und dem Schlosse grade gegenüberliegt, war mittlerweile nach der Angabe Rolfs, welcher Soldat gewesen, in eine kleine Burg verwandelt worden, welcher das Köllnische Rathhaus zum Nebenfort diente. Dieses Haus war förmlich von Kartätschen und Flintenkugeln überfluthet und litt am meisten, während die Barrikade wenig nur beschädigt ward. Rolf und der Doktor entfalteten eine erstaunenswerthe Thätigkeit. Sie zeigten sich an jedem bedrohten Punkt, sie feuerten den Muth der kleinen Besatzung an. Rolf war stets, wo die größte Gefahr sich zeigte und mancher Soldat fiel von seiner Hand.

Drei Stürme waren bereits siegreich zurückgeschlagen. Die Munition begann aber zu fehlen. Trübe und mißmuthig saß Rolf neben dem Doktor, welcher beschäftigt war, Kugeln aus herbeigeschlepptem alten Blei und Zinn auf dem Straßenpflaster zu gießen. Dörners Angesicht war von rother Gluth umspielt. Eine Frau aus einem benachbarten Hause reichte ihm die zinnernen Leuchter hin, die sie bereitwillig zum Einschmelzen hergeliehn. Einige junge Mädchen

kochten an demselben Feuer für die ermüdeten Freiheitskämpfer eine warme Suppe und fachten die Gluth mit ihren leichten Schürzen an, daß die Funken sprühten. Ein leicht verwundeter Student lehnte sich erschöpft auf seine Büchse. Der kecke Knabe, welcher die Fahne aufgepflanzt, lag auf dem Boden ausgestreckt als Leiche. Er hatte sich zu weit vorgewagt in kindischem Muthe, eine Kugel hatte ihn getroffen. Neben ihm kniete ein Weib aus der niederen Volksklasse, welche das zerschmetterte Haupt mit ihren Thränen benetzte und mit ihren Klagen vergebens den Todten ins Leben zu rufen suchte. Auch der wackere Würtemberger war nicht mehr, er war gefallen und lag auf dem Boden, krampfhaft die Hand an seine Waffe festgepreßt.

„Leb wohl, Kamrad," sagte der Badner und küßte den blassen Mund des Todten liebevoll. „Du bist für die Freiheit gestorben wie ein Held. Mein liebes Brüderle, behüt Dich Gott, wir sehn uns in jener Welt gewißlich wieder. Aber rächen will ich Dich an Deinen Mördern, darauf verlaß Dich nur."

Aufs Neue lud der wackre Gesell, legte die Büchse an und ein Soldat fiel von seinem Schuß. Ein Bursche von fünfzehn Jahren, der sich bis dahin begnügt, mit Steinen auf das heranstürmende Militair zu werfen, ergriff die Flinte, welche der gebliebene Würtemberger

noch in seinen Händen hielt. „Ich will Dein Erbe sein," sagte der Knabe mit glühendem Gesicht." Er bettelte ein wenig Munition von seinem Nebenmann und suchte zwischen den Steinen eine verlorene Kugel auf.

„Was thust Du Bursche?" fragte Rolf den Knaben. „Gieb Deine Büchse einem älteren Mann."

„Wollt Ihr sehen, wie ich sie gebrauchen kann, erwiederte der Junge stolz, indem er die Ladung niederstieß, wozu kaum seine kurzen Arme ausreichten. „Ich mach Euch meinen Meisterschuß, aber dann stellt Ihr mich auch vornehin, nicht wahr?" bat der Bursche flehentlich.

„Freilich, wenn Du schießen kannst, magst Du die Flinte immerzu behalten."

„Nun Blechkappe," rief der frische Junge keck einem Soldaten zu, „nimm dir in Acht."

Während die Kugeln rings um ihn pfiffen, zielte der Knabe mit kaltblütiger Sicherheit und schoß einen Soldaten mitten durch die Brust.

„Brav mein Junge!" rief Rolf dem Knaben zu, „behalte die Büchse und brauche sie stets mit demselben Glück."

Das Auge des kühnen Burschen funkelte von Lust und Seligkeit, als wäre Rolf ein König, der auf dem Schlachtfeld ihn mit dem höchsten Orden belohnt hätte.

„Wir halten keinen vierten Sturm mehr aus,"

bemerkte der Maschinenbauer „Unsere Reihen sind gelichtet, das Pulver verschossen. Wir thäten besser uns hinter die nächste Barrikade zurückzuziehn.“

„Ich weiche nicht von hier,“ sagte entschlossen der Doktor. „Ich will hier sterben. Willst Du gehn? Ich bleibe und sollte ich allein die Barrikade vertheidigen.“

„Ich bleibe bei Dir,“ antwortetete der Maschinenbauer, „bis in den Tod.“

„Bis in den Tod,“ antwortete der Doktor und drückte seine Hand. Bis in den Tod! lautete der Ruf, der sich in den Reihen elektrisch fortpflanzte. Auch der vierte Sturm wurde siegreich zurückgewiesen. Rolf schonte seine Schüsse nur für Officiere auf. Der bärtige Gesell that mit einer Brechstange bewaffnet, Wunder von Tapferkeit. Wer in seine Nähe kam, wurde niedergeschmettert. Endlich erlag das kleine Häufchen der Uebermacht. Von neuem drängte das Militair heran und die Barrikade fiel in seine Hände. Bei dem letzten Sturme wurde der Doktor von einem Säbelhieb getroffen. Rolf, der in seiner Nähe immer blieb, sah ihn wanken. Der Maschinenbauer, der die Barrikade verloren gab, unterstützte den Fallenden und schleppte ihn, ehe die Soldaten in den Trümmerhaufen eindrangen, einem benachbarten Hause zu, dessen Thüre offen stand. Fast erliegend unter der

Last, trug er den Ohnmächtigen eine glänzend erleuchtete Treppe hinauf. Ein Mädchen, welches ihm begegnete schrie laut auf bei dem Anblick des verwilderten von Pulverdampf geschwärzten Mannes. Sie hatte vor Furcht vergessen, das Entree hinter sich zu schließen. Er folgte ihr auf dem Fuß und gelangte in den Salon des Grafen Selz, der mit seiner Familie die furchtbare Nacht schlaflos zugebracht. Einen Schrei des Entsetzens stieß die Versammlung bei dem plötzlichen Eintritt des Maschinenbauers aus. Rolfs Haare flatterten wild, von seiner Stirn rieselte das Blut auf den feinen, gestickten Teppich nieder. Sein Kittel war zerfetzt und befleckt von dem Blute seines Freundes, den er erschöpft niedersinken ließ.

„Um Gottes Willen," stöhnte Rolf, „retten Sie, helfen Sie."

Die alte Gräfin schien einer Ohnmacht nahe. Der Graf, eine hohe würdige Gestalt, erhob sich aus dem Lehnstuhl und rief entrüstet: „Wer hat Euch den Eintritt gestattet? Ist kein Bedienter hier, um dergleichen Gesindel abzuweisen? He, Johann, Karl."

Nur die junge Gräfin, welche wir bereits kennen, hatte die Fassung nicht verloren.

„Cher papa, es ist ein Verwundeter, vielleicht ein Sterbender, der unsere Hülfe in Anspruch nimmt," erinnerte sie leise.

„Ein Empörer, ein ehrvergessener Demokrat," zürnte noch immer der Graf.

„Ein Verirrter," flüsterte die Barmherzige.

„Mein Flacon!" rief die alte Gräfin bleich.

Die unterdeß herbeigeeilten Bedienten stürzten fort, um das **eau de Cologne** der Gebieterin zu holen.

„Was sollen wir thun?" frug nach einer kurzen Pause der Graf.

„Wir müssen unsere Christenpflicht üben," entgegnete die Gräfin Wanda entschlossen. „Wir wollen den Verwundeten auf den Divan bringen." Die Bedienten führten die Anordnungen des milden Engels aus, „und nun müssen wir den Doktor holen lassen, nicht wahr Papa?"

„Bist Du toll, Wanda, welcher Arzt wird in solcher Nacht ausgehn und einen Kranken besuchen?"

„O wenn ich ein Arzt wäre!" zürnte die schöne Gräfin, „mich sollte kein Kugelregen abhalten, meine Pflicht zu thun; aber wir müssen hier doch Hülfe schaffen."

Der Verwundete stieß einen tiefen Seufzer aus und schlug verwundert seine Augen auf.

„Er lebt, er lebt!" jauchzte Wanda freudig auf, er erholt sich. Nicht wahr, mein Herr, Sie fühlen sich schon besser?"

„Die Wunde scheint wirklich nicht bedeutend zu sein. Die Kälte und der Blutverlust haben eine Ohnmacht

herbeigeführt," bemerkte der Graf zu Rolf. „Am besten wäre es, mein guter Freund, wenn Ihr Euren Gefährten mit Euch nehmt und in seine Wohnung bringt."

„Aber Papa!" — mahnte Wanda beherzt.

„Wenn wir uns jetzt entfernen, wenn Sie, Herr Graf, uns in diesem Augenblick die Thüre weisen," sagte Rolf, der bisher vor Erschöpfung keinen Laut von sich gab, „so fallen wir den erbitterten Soldaten in die Hände und sind beide unrettbar verloren. Für mich verlange ich keine Gnade, von Ihnen, Herr Graf, am wenigsten, ich werde sogleich gehen. Ich hätte Sie schon früher verlassen, wenn mich nicht die Sorge um meinen Freund zurückgehalten hätte. Sie sehen, daß er sich nicht aufrichten kann. Wollen Sie einen kranken Menschen wie einen Hund von sich stoßen, so thun Sie es immerhin; aber fürchten Sie, daß Gott Sie einst verläßt, wie Sie jetzt seine Kreatur verlassen."

Es lag ein Stolz, eine Würde in dieser Sprache, welche der Graf bei dem schlichten Manne nicht erwartete.

„**Quel audace!**" flüsterte die alte Gräfin, als Rolf sich mit raschen Schritten zu entfernen versuchte.

„Gut," sagte der Graf nach einigem Besinnen, „der Verwundete soll hier bleiben, ich werde für ihn Sorge tragen. Wie nennt er sich und was ist er, Arbeiter, Geselle, so etwas, nicht wahr?"

„Er nennt sich Dörner und ist Doktor der Philosophie," antwortete der Maschinenbauer.

„Ah! also ein Literat," murmelte der Graf.

Während dieses Gesprächs war der Verwundete auf's Neue in eine Ohnmacht gesunken, welche diesmal länger als seine erste anzudauern schien. Rolf, der den Freund in Sicherheit wußte und sich nach dem Kampfe sehnte, da er hier nicht mehr nützen konnte, entfernte sich mit kurzem Gruß. Einen freundlichen Blick warf er noch der Gräfin zu, welche die Schläfen des Doktors mit dem eau de Cologne benetzte. Auch die alte Dame war an das Sopha herangetreten. Das weibliche Herz ist stets zum Mitleid leicht bereit. Sie unterstützte, nachdem sie sich selbst von ihrem ersten Schreck erholt, die schöne Tochter in dem Liebeswerk. Selbst der Graf nahte sich fast theilnahmsvoll.

„Er sieht gar nicht übel aus," flüsterte die alte Dame. „Er ist auch fein gekleidet und kämpft in solcher Gesellschaft! Wunderbar! Wahrscheinlich ein Schwärmer, ein Phantast."

„Vielleicht ein Held," antworte Wanda, indem sie die edlen Züge des bleichen Angesichts mit Aufmerksamkeit betrachtete.

Zweites Buch.

Die Aristokraten.

Dörners Wunde war bedeutender, als sie den Anschein hatte. Der am andern Morgen herbeigeholte Haus-Arzt des Grafen, ein würdiger alter Medizinalrath, erklärte, daß der Kranke nicht ohne Gefahr für sein Leben fortgeschafft werden könne. Eine Gehirnerschütterung hatte zugleich stattgefunden, das Wundfieber sich überdies so heftig eingestellt, daß der Kranke die Nacht laut phantasirend zugebracht. Die Gräfin hatte dem Patienten eine Stube eingeräumt, ein Bedienter war ihm vorläufig als Pfleger beigegeben. Der alte Medizinal-Rath schüttelte auf Wandas Fragen sehr bedenklich seinen grauen Kopf.

„Schade um den jungen Mann. Ich glaube kaum, daß er noch mit dem Leben davon kommen wird. Viele Symptome deuten auf die höchste Gefahr. Der Hieb hat den Schädel gespalten, vielleicht selbst das Gehirn verletzt. Ach, wie viele Opfer kostet diese Nacht!"

„Sie war die schrecklichste meines Lebens," seufzte erschöpft die alte Gräfin, welche auf ihrem Lehnstuhl bleich und bebend saß. „Mein Arthur kämpfte gegen die Rebel-

len, ihren Kugeln ausgesetzt. O es ist furchtbar, wenn ich nur daran denke, was mein Mutterherz gelitten hat."

„Und zum Lohne wurden die tapfern Garden fortgeschickt," zürnte der Graf, dessen Sohn als Offizier in einem Garderegimente diente. „Sie thaten ihre Pflicht und wurden wie Schurken behandelt. Unbesiegt mußten die besten Truppen in der Welt ihren Rückzug antreten und der Empörung weichen. O dieser Tag ist der schmachvollste in der preußischen Geschichte!"

„Der König wich nur der Nothwendigkeit," beschwichtigte der Arzt.

„Wer konnte ihn zwingen? Das Militär hatte die meisten Barrikaden inne. Die Insurrektion war bereits gedämpft, da kommt mit einem Male der Befehl zum Rückzuge. Unbegreifliche Nachgiebigkeit! Nur noch zwei Stunden bombardirt, und die rebellische Hauptstadt lag im Staube vor ihrem angestammten Herrn."

„War nicht bereits Blut genug geflossen?"

„Herr Medizinalrath, Sie kennen mich," sagte der Graf. „Ich bin nicht grausam, auch nicht hart, aber ich hasse die halben Maßregeln, diese Unentschlossenheit. Sie werden mich verstehn. Ich würde kämpfend siegen oder untergehen."

„Der König hat die öffentliche Meinung, die Stimmung, welche sich kund gab, berücksichtigt und auf den

Rath wohlmeinender Freunde gehört. Sie haben keinen Begriff von der Aufregung, welche am Morgen in der Stadt sich offen kundgab. Die ganze Einwohnerschaft war zum Kampf bereit. Das Ende ließ sich wirklich nicht voraussehen. Sollte der König Alles noch einmal auf's Spiel setzen, sollte er Nichts auf die Friedens-Stimmen der würdigsten Männer geben, welche flehend ihn beschworen?"

„Nein und abermals nein. Ein König darf mit rebellischen Unterthanen niemals unterhandeln. Er hat sich Alles vergeben. Sie werden die Folgen sehn. Die Heiligkeit der Krone ist vernichtet und in den Staub getreten. Wir werden furchtbare Tage erleben. Das Volk wird sich nicht beschränken. Es hat seine Kraft kennen gelernt, eine Schranke gestürzt. Bald wird es ihm gelüsten, den ganzen Bau einzureißen; denn Zerstörung ist sein eignes Element. Die Geschichte der französischen Revolution steht warnend vor meinen Augen. Ludwig der sechszehnte endete, weil er schwach und nachgiebig war, auf dem Schaffot."

„Gott behüte uns," seufzte die alte Gräfin, „wenn Du wahr sprächest, es wäre schrecklich."

„O ich habe Alles vorausgesehen," fuhr der Graf ereifert fort, „ich habe prophezeit und gewarnt, aber ich wurde nicht gehört. Man hat die öffentliche Meinung, dies Gespenst unserer Zeit, muthwillig heraufbeschworen,

der Empörung Thür und Thor selbst geöffnet, Landstände einberufen, Reden halten lassen, welche den Samen der Unzufriedenheit verbreiteten, Concessionen gemacht, welche zu diesem Resultate führen mußten."

„Der König hat auch in dieser Beziehung nur dem allgemeinen Willen sich gefügt," bemerkte der Doktor.

„Sprechen Sie mir nicht vom allgemeinen Willen," entgegnete heftig der Graf. „Er wird repräsentirt von Schwindelköpfen, unzufriedenen Literaten und Ehrgeizigen jeder Art."

„Aber die Provinzialstände aller Orten haben sich ebenfalls für eine freiere Verfassung ausgesprochen.

„Sie haben der Mode gehuldigt, wie alle Welt. Das constitutionelle Staatssystem ist ein Unding. Zwei Gewalten, welche sich gegenüberstehen, können nicht in Frieden mit einander leben. Eine muß die andere vernichten. Frankreichs neueste Geschichte ist der Beweis dafür."

„Ich sollte meinen, daß Louis Philipp seinen Sturz weniger dem constitutionellen Prinzipe zu verdanken hatte, als dessen Verletzung. Wäre die Charte zur Wahrheit geworden, hätte er den nothwendigen Formen sich gefügt, den Geist seines Volkes berücksichtigt, den feinen dynastischen Zwecken weniger gehuldigt, so hätte er in Ruhe und Frieden seine Tage beschließen können. Weil er und die Seinigen ohne moralischen Stützpunkt wa=

ren, mußten sie fallen. Er zeigte sich schwach und muthlos im entscheidenden Augenblicke, er floh mit seiner Familie und ließ feig den schönsten Thron der Welt im Stich."

„Nur die Herzogin von Orleans war der einzige Mann des gestürzten Hauses," bemerkte Wanda. „Wie liebte ich sie als Prinzeß! Als ich in Ludwigslust war, lernte ich sie kennen. Sie ist ein Engel an Güte und Weisheit. Sie wußte weibliche Anmuth mit männlicher Würde zu verbinden. Sie war mein Ideal. Die wissenschaftliche Bildung, welche sie besitzt, ihre Kenntnisse sind wahrhaft groß zu nennen, noch größer ihre Bescheidenheit. Stundenlang gingen wir im Parke auf und ab. Wenn ihre edle Gestalt, gehoben durch den grünen Hintergrund, an meiner Seite schwebte, ihr lieblicher Mund die Schätze einer hohen Seele mir erschloß, dann glaubte ich Leonore vor mir zu sehen, wie sie Göthe so herrlich in seinem Tasso uns geschildert, eine jener harmonischen Frauennaturen, welche alle Schätze des Himmels in ihrem Busen verschließen."

„Und diese herrliche deutsche Frau mußte in Frankreich das Schrecklichste erdulden," zürnte der Graf. „Das ist der Fluch der bösen That. Eine Revolution hat Louis Philipp emporgehoben, eine zweite hat ihn gestürzt. Er hat die Krone aus den blutbefleckten Händen eines königsmörderischen Volkes entgegengenom-

men, deswegen konnte sie auch keinen Segen bringen. Er und sein Haus hatte eine große Schuld auf sich geladen. Der Himmel hat ihn schwer darum gestraft, den besten seiner Söhne mußte er blutig zu seinen Füßen sehen. Doch das Strafmaß war noch nicht voll, er selbst wurde von demselben Volke, das ihn erwählt, vertrieben. Wie in seinen Jünglingsjahren mußte er als Greis mit Gefahr entfliehen, und fern von der Heimath in der Fremde leben, ein furchtbares Beispiel, eine traurige Lehre für Völker und Könige."

„Sie sehen ein göttliches Strafgericht, Herr Graf, wo ich nichts weiter erblicken kann, als die nothwendige Folge vorausgegangener Ereignisse," antwortete der Doktor.

„Sie sind Arzt, lieber Medizinalrath, und haben daher das Privilegium, Natur und Geschichte mit anderen Augen zu betrachten. Das Einfache zu zergliedern und zu zersetzen, ist Ihnen bereits zur zweiten Natur durch die Gewohnheit geworden. Ich kann und will nicht mit Ihnen streiten. Ich bin in einer Religion aufgewachsen, welche mich bis jetzt treu geleitet, in Grundsätzen erzogen, welche zwar die gegenwärtige Generation verachtet und verspottet, die sich mir aber bewährt haben. Ich glaube noch an einen Gott, ich halte noch an meinem König fest. Ich mag von der modernen Afterweisheit auch nichts weiter wissen. Ist die Welt glücklicher durch sie geworden? Nein, nein. Sie hat

die Drachensaat gesäet, welche von allen Seiten jetzt üppig emporschießt. Die Apostel der neuen Schule predigen den Umsturz alles Bestehenden. Staat, Kirche und Familie sind ihren wiederholten Angriffen ausgesetzt und von ihnen unterhöhlt worden. Wir gehen einer schrecklichen Anarchie entgegen, einer Barbarei, wie zu den Zeiten der Völkerwanderung."

Der Medizinalrath, welcher den Grafen kannte, wollte ihm nicht länger widersprechen. Es giebt so tief eingewurzelte Vorurtheile, durch Stand und Erziehung bedingt, welche jeder Belehrung widerstreben.

Durch den Eintritt einiger Freunde, Bekannte des Grafen, zu denen auch der Legationssekretair gehörte, erhielt das Gespräch ohnedies eine andere Wendung. Der Doktor benutzte die Gelegenheit sich zu empfehlen und versprach der Gräfin und Wanda, welche sich für ihren neuen Schützling interessirten, noch am Abende wiederzukehren.

Die zurückgebliebene Gesellschaft besprach natürlich die jüngsten Ereignisse und ihre Folgen von dem Standpunkte aus, dem sie angehörten.

„Was soll daraus werden?" fragte die alte Gräfin.

„Ein Bourgeoisregiment," entgegnete ein pensionirter General und Anverwandter des Hauses. „Gevatter Handschuhmacher und Schneider werden uns regieren und statt Hosen, Gesetze fabriciren."

„Sie haben Recht, wir erhalten in kurzer Frist ein bürgerliches Ministerium," bemerkte der Legationssekretair, der die Verhältnisse mit schärferen Augen, als seine Umgebung aufzufassen gewohnt war. „Die Größen des vereinigten Landtags werden jetzt die Früchte ihres Sieges erndten wollen."

„Das wäre ja schrecklich," sagte eine Hofdame. „Zwar liebe ich nicht Schwerin, auch Arnim ist nicht meine Passion, aber sie gehören doch wenigstens zur haute volée."

„Ich würde nie ein verantwortliches Ministerium übernehmen," betheuerte der Graf.

„Wie haben Sie die schreckliche Nacht zugebracht?" fragte die alte Gräfin die Hofdame.

„In der nächsten Nähe Ihrer Majestät? O diese Nacht werde ich und kann ich nie vergessen."

„So erzählen Sie doch," rief der ganze Chor, „was macht die Königin, wie befindet Sie sich."

„Ihre Majestät ist sehr leidend und angegriffen. Bei jedem Schusse, der abgefeuert wurde, stöhnte sie laut. Der König kam ab und zu, seine Züge waren verstört, er suchte Ihre Majestät zu beruhigen, doch verrieth er selbst in seinen Mienen einen großen Grad geistiger Aufregung, einen innern Seelenkampf. Ihre königlichen Hoheiten der Prinz von Preußen nebst Prinzeß waren zugegen und zeigten beide einen erhabe-

nen Muth. Sie kennen die hohe Frau, welch' ein männlich Herz bei allen weiblichen Vorzügen ihr eigen ist. Während Ihre Majestät mit gefalteten Händen betete, trat die Prinzeß an ein Fenster, welches unter den Schüssen unserer Artillerie dröhnte und sah in die wilde Nacht hinaus. Selbst das Schrecklichste, die Entfernung des Prinzen, welche nothwendig schien, ertrug Ihre königliche Hoheit mit bewunderungswürdiger Fassung. Keine Miene verrieth den tiefen Schmerz."

Der pensionirte General stampfte vor Unwillen mit seinem Stock auf den feinen Teppich. „Das hätte der König niemals zugeben dürfen," sagte er.

„Man spricht von einer heftigen Scene, welche stattgefunden haben soll," bemerkte der Legationssekretair.

„Ich selbst," sagte die Hofdame, „hörte die laute Stimme des Königs. Ich werde nie den Ton vergessen. Er schien heftig und gereizt."

„Der Stern Preußens hüllt sich in düstere Wolken ein," klagte der Graf.

Keiner antwortete, denn von der Straße her tönte von tausend Stimmen gesungen feierlich der Choral: „Jesus meine Zuversicht."

„Was ist das?" fragte der Graf erschüttert und sandte einen Bedienten ab, mit dem Befehl, nähere Er-

kundigungen einzuziehn. Derselbe kehrte nach wenig Augenblicken schon zurück.

„Was giebt es?“ wurde er von allen Seiten zu gleicher Zeit gefragt.

„Das Volk führt die Leichen durch das Schloß. Sie liegen auf einem offenen Wagen blutig und zerfetzt, ein furchtbarer, entsetzlicher Anblick. Der König erschien auf der Wendeltreppe neben der Gallerie an seiner Seite die Königin. Er grüßte die Todten, die Königin verneigte sich.“

Der alte Graf seufzte tief. Die traurige Botschaft hatte die adlige Gesellschaft ergriffen. Ein Schauer floh durch den Kreis. Man trennte sich bewegt. Lange noch lehnte sich Wanda an das Fenster und lauschte den majestätischen Klängen des Chorals. Ihr erschien in diesem Augenblicke das Volk groß und herrlich, sie fühlte in ihrer Seele das Wehen einer neuen Zeit. Hat sich schön ausgewachsen?

Die Versuchung.

Nur der Legationssekretair war zurückgeblieben. Die alte Gräfin, welche den jungen gewandten Mann wohl leiden mochte, da er überdies ein Freund ihres abwesenden Sohnes war, lud ihn zur Mittagstafel ein. Der Baron sagte freudig zu, er hoffte endlich

eine Gelegenheit zu finden, die spröde Wanda, welche ihn bald zu suchen, bald zu meiden schien, zu einer Erklärung zu nöthigen.

Den gegenwärtigen Augenblick hielt er für so geeigneter und dringender, weil die stattgefundene Revolution eine bedeutende Veränderung in allen Zweigen der Politik mit sich zu bringen schien. Sein Onkel, der Justizminister, war entlassen, von dieser Seite hatte er kaum noch eine Protektion zu erwarten, seine Finanzen waren erschöpft und auf seinen Freund Herrn Adolphus Hirsch hatte er weniger als je zu rechnen. Marie und ihre Mutter standen drohend vor seiner Seele. Ihre Ansprüche unter den gegenwärtigen Umständen fielen mehr, als je ins Gewicht.

Alle diese Verhältnisse drängten den Legationssekretair, einen entscheidenden Schritt zu thun. Darum war ihm die Einladung doppelt willkommen.

Wanda stand noch immer an den hohen Spiegelscheiben. Die purpurnen Vorhänge gossen einen rosigen Schimmer auf das edle Gesicht. Sie war in diesem Augenblicke bezaubernd schön. Der feine Kopf ruhte ein wenig zur Seite gesenkt, nachdenklich auf der herrlichen Gestalt. Das braune Auge schwamm in einer strahlenden Feuchtigkeit. Eine Thräne, ein unwillkührlicher Zeuge der innern Bewegung, welche die Musik und die ergreifende Situation in ihr hervor gerufen, zitterte an

den langen seidenweichen Wimpern. Der Legationssekretair schwelgte in diesem Anblicke. Er war ein feiner Kenner weiblicher Schönheiten, er hatte sowohl in Gallerien, als im Leben seine Studien gemacht. Im Stillen verglich er Wanda mit der Sybilla Kumea Raphaels.

Die Begierde nach ihrem Besitze schöpfte aus den reizenden Formen neue Nahrung. Lautlos stand er neben ihr. Erst, als sie sich umwendete, bemerkte sie seine Gegenwart. Sie glaubte auch ihn gefesselt von dem unerhörten Schauspiel in der Nähe, sie suchte ein verwandtes Herz und meinte es in ihm gefunden zu haben. Es war die Täuschung einer edlen Seele.

Gräfin Wanda hatte keine Ahnung von den Gefühlen ihres Bewunderers. Ihr reines Gemüth suchte und fand nur das Edle, sie hatte keinen Sinn für das Gemeine, sie war eine adlige Natur, nicht durch Geburt, sondern durch den innern Trieb. Auch in dem Legationssekretair setzte sie eine gleiche Gesinnung voraus. Unter der frivolen Hülle glaubte sie in ihm einen tiefen Ernst zu erblicken. Er war ein Meister dieser modernen Verführungskunst, welche plötzlich vom Scherz und Leichtsinn zu dem Bedeutenden übergeht und durch den Contrast um so sicherer auf Frauenherzen wirkt. Er hatte viel und das Beste

gelesen, er wußte am geeigneten Orte eine Fülle von Gedanken zu entströmen, durch Anschauungen und Gefühle zu überraschen, die er nur geborgt aber wie die seinigen zu benutzen verstand. Es war um so schwerer, hier die Lüge von der Wahrheit, das Eigene von dem Fremden zu unterscheiden, da der Legationssekretair selbst von seinen Gedanken beherrscht war. Er wurde unwillkürlich mit fortgerissen, er stand nicht über seinem Gegenstand, sondern er war, wenn er sprach, von einer inneren Nothwendigkeit gezwungen.

Die Macht des Genius, welchen er zu mißbrauchen suchte, erstreckte sich auf ihn und so wurde er einer jener wunderbaren Charaktere, welche die neueste Zeit geboren. Reich an Gedanken, arm an Empfindungen, Andere täuschend und der eigenen Täuschung nicht bewußt, Ausgeburten einer Zeit, in welcher die höchste Spekulation des Geistes dem materiellen Raffinement nur dienen soll.

Wandas Blick begegnete dem seinigen fragend.

„Ich irre mich nicht," begann der Legationssekretair, „wenn ich Sie tief ergriffen von diesem neuen Schauspiel glaube."

„Sie haben sich nicht getäuscht. Ich habe eine neue und bessere Idee von dem Volke erhalten, als bis jetzt."

„Man erzählt viele Züge von seinem Edelmuth

aus den vergangenen Tagen. Auch die französische Revolution der jüngsten Zeit ist reich daran."

„Ich glaube, wir haben Unrecht gethan, uns vor ihm zu verschließen. Mich drängt es, diese neue Welt zu erfassen. Ich fühle es, wir haben viel gut zu machen."

„Ich erkenne die begeisterte Schülerin einer Sand, eines Eugen Sue. Auch ich theile Ihre Ansichten meine Gnädige und so lächerlich mir auch Prinz Rudolph in den Geheimnissen von Paris vorgekommen, weil ihn der Dichter zu einer Art von Vorsehung im Frack geschaffen, so sollten wir doch seinem Beispiele folgen und uns dem Volke nähern."

„Sie fühlen also auch das Bedürfniß, thätig einzugreifen so wie ich. Wäre ich nicht ein Weib, das in engen Schranken gebunden ist, so würde ich in diesem Augenblicke unter die Menge treten und laut ihr sagen, ich bin die Eure, ich will Eure Schwester sein, seid Ihr meine Brüder und Freunde. Ich will Eure Todten mit Euch beweinen, sie starben für mich, so wie für Euch. Sie haben mich auch erlöst aus den Banden des Vorurtheils, aus den Fesseln meiner Erziehung. Ihr Blut ist für uns Alle geflossen, das ist der Kitt, der das Getrennte vereinen, das Geschiedene verbinden soll. Ich kenne keine Gesellschaftsklassen mehr, nur Menschen, so wie ich, Brüder von demselben Geist beseelt."

„Wer wollte es leugnen,“ erwiederte der Legations-sekretair, „daß wir uns in einer wunderbaren Zeit befinden. Ein Augenblick hat das mühselige Gebäude vieler Jahrhunderte eingestürzt und heute begraben, was gestern in frischer Lebensfülle vor uns stand. Die Berechnungen der größten Diplomaten unserer Zeit sind zu Schanden geworden vor dem neuen Geist, der die Völker ergriffen hat. Sie haben Recht, wir können nicht mehr ruhige Zuschauer sein. Wir müssen Partei nehmen. Ob für und wider, das ist die Frage, die einer ernstlichen Prüfung und Ueberlegung bedarf. Sie sind glücklich, meine Gnädige, Sie sind ein Weib, das dem Zuge seines Herzens folgen darf, ich ein Mann, der seine Wahl auch durch die That bekräftigen muß.“ Geschickt und doppelsinnig wich der Legations-sekretair einer bestimmten Erklärung aus. Wanda aber glaubte, daß er ihre Sympathie theile.

„Wie wohl thut es mir,“ entgegnete sie, indem sie sich zu dem Baron flüsternd niederbeugte, „einen Menschen gefunden zu haben, der meine Gefühle kennt. Meine Umgebung klammert sich fest an das Bestehende. Meine gute Mutter fühlt nur für das Nächste und opfert sich mit beispielloser Hingebung für den engen Kreis, der sie umgiebt. Alle weiblichen Tugenden sind in ihr vereint, aber sie hat sich in enge Schranken selbst gebannt. Ihre religiöse Anschauung

ist nicht die meinige, sie ist gläubig, wo ich bereits zu zu zweifeln angefangen habe. Mein Vater gehört einer Richtung an, welche ich nicht theilen kann. Er lebt in Vorurtheilen, welche er nie mehr aufgeben wird. Mein Bruder Arthur ist ein herrlicher Charakter, aber er schwärmt für eine längst vergangene Zeit. Das Mittelalter ist seine Welt. Die leuchtenden Sterne der Ehre und ritterlichen Treue, deren Hoheit ich nicht verkenne, sind die einzige Idee, für welche er sich begeistern kann. So stehe ich mit meinen Gedanken, meinen Empfindungen, für die ich mir selbst keine Rechenschaft zu geben vermag, isolirt in meiner Familie da. Ich sehne mich nach einem Menschen, der mich versteht, der mich leitet. Ach ich fühle es tief, daß die Ideen, welche ich in mir aufgenommen, so groß, so gewaltig sind, daß ein schwaches Weib sie kaum bemeistern kann."

Es war etwas Rührendes, rein Weibliches in diesem Selbstgeständnisse Wandas. Sie fühlte ihre Einsamkeit und Verlassenheit. Eine andere Welt von Anschauungen und Begriffen war in ihr erweckt, die sie weder abzuweisen, noch mit ihrer Stellung zu vermitteln wußte. Das harmonische Leben in ihr war gestört, der Zwiespalt ausgebrochen. Sie war unbewußt herangereift zu einem Kinde unserer Zeit.

Der Legationssekretair sah sich plötzlich zur Stelle

ihres Vertrauten erhoben, ein bedeutender Schritt war ihm geglückt. Er ergriff ihre Hand, welche sie ihm nicht entzog.

„Lassen Sie mich Ihnen für das Vertrauen danken, welches Sie in mich setzen," sagte er entzückt. „Sie haben Ihre schöne edle Seele mir erschlossen und bewundernd stehe ich vor dem reichen Schatz; die Welt, welche uns umgiebt ist so arm an Wahrheit und an Geist, so leer an Inhalt, so reich an Formen, daß nur selten solch ein Glück uns in der Gesellschaft zu Theil wird. Sie haben den Muth, die Schranken zu durchbrechen, und die Wahrheit offen zu gestehn. Die Gesellschaft, welche bisher nur den Indifferentismus und die Trivialität duldete, wird den Gedanken emancipiren müssen, unsere Salons werden die Schule der Politik und des Wissens sein, statt wie bisher nur der Tummelplatz seichter Gemeinplätze. Der Austausch der Ideen wird ungestört von Statten gehn und keine Rücksicht, keine Convention darf uns länger hindern, daß auszusprechen, was die Seele uns bewegt.

Wanda fühlte tiefer, als der Redner selbst die Wahrheit dieser Bemerkungen, ein leiser Druck ihrer Hand, welche der Legationssekretair in der seinigen hielt, schien ihm zu danken. Er wagte es und küßte die Spitzen ihrer rosigen Finger. Ihr warmes Auge

blickte freundlich auf den Mann, von dem sie sich verstanden glaubte. Ihr war so wohl, sie fühlte sich so glücklich in seiner Gegenwart.

Das Zeichen zu Tische, welches von dem Bedienten gegeben wurde, unterbrach das weitere Gespräch. Im Speisezimmer wartete bereits der Graf, der sich früher in sein Kabinet zurückgezogen hatte. In seiner Hand hielt er die bekannte Proklamation: an meine lieben Berliner, so wie die Verheißungen des Königs.

„Lesen Sie," sagte er dem Legationssekretair, der seinen Platz Wanda gegenüber eingenommen hatte.

„Ich kenne bereits diese Aktenstücke."

„Und was sagen Sie dazu?"

„Sie bezeichnen eine neue Epoche in unserer staatlichen Entwickelung," antwortete ausweichend der Legationssekretair.

„Sie sind ein Denkmal unserer Schmach," zürnte der Graf.

„Aber wir wollen essen," rief die Gräfin dazwischen, welche gern dem Gespräche eine andere Richtung gab. Die Anwesenden folgten ihrer Aufforderung.

„Ich bin der festen Ueberzeugung," sagte nach einer Pause der Graf, „daß die Barrikadenmänner nur bezahlt waren. Französische und polnische Emissaire haben ihre Hand im Spiele gehabt, nur die

unterſten Volksklaſſen ſich an dem Kampf betheiligt. Alle Erkundigungen, welche ich bereits eingezogen, ſtimmen hierin überein.“

„Wer wollte es leugnen,“ entgegnete der Legationsſekretair, „daß viele fremde Elemente thätig geweſen ſind, aber ſie haben nicht den Ausſchlag gegeben. Die Revolution, welche in den Gemüthern ſtattgefunden, war lange ſchon und früher vorhanden. Es bedurfte nur des leiſeſten Anſtoßes und die Lavine rollte zerſchmetternd nieder.“

„Sie ſprechen faſt, wie der Medizinalrath,“ entgegnete der Graf. „Bin ich denn der Einzige, der den Kopf auf dem rechten Fleck behalten hat? Haben die Uebrigen den Verſtand verloren? Dieſe Revolution, wenn ich ſie ſo nennen ſoll, iſt das Werk des Verraths, einer planmäßigen Verſchwörung. Wer das nicht einſieht, zeigt entweder böſen Willen oder Unverſtand.“

Der Legationtsſekretair wollte den Grafen widerlegen, da er dieſes Vorurtheil, welches ſelbſt im gegenwärtigen Augenblicke von einer gewiſſen Seite noch gehegt wird, nicht billigen konnte, und mit gewohntem Scharfblicke die Urſachen dieſer Revolution erfaßt hatte, aber der ſanfte Blick Wandas, welcher den ſeinigen traf, verhinderte ihn an ſeinem Vorſatze. Er ſchwieg und triumphirte in der Stille. Ein Geheimniß beſtand

zwischen ihm und der Gräfin, er war in ihr Vertrauen eingeweiht. Wanda hatte keine Ahnung, wie gefährlich ein solches Mysterium ihr werden konnte. Sie freute sich, einen Bundesgenossen in dem Legationssekretair gefunden zu haben, der ihre Ansichten, die sie dem leicht gereizten Vater gegenüber aus kindlicher Nachgiebigkeit, nicht immer äußern konnte, in angemessener Form vertrat.

Ein reizendes Lächeln dankte ihm.

„A propos, wissen Sie schon, Legationssekretair, daß ich selbst einen veritablen Barrikadenhelden unter meinem niedern Dache bon gré mal gré verpflegen muß?" fragte der Graf.

„Ich erinnere mich dunkel, davon gehört zu haben."

„Der gestrige Abend brachte mich mit diesem Exemplar der Demokratie in Berührung. Der junge Mann wurde schwer verwundet in mein Haus getragen. Meine Damen baten für seine Aufnahme und ich mußte wohl einwilligen, nicht wahr Wanda?"

„O Sie sind die Güte selbst cher papa," antwortete die Liebliche und küßte die dargebotene Hand.

„Leider wird er nicht davon kommen," bemerkte die alte Gräfin, „der Medizinalrath giebt wenig, oder gar keine Hoffnung. Obgleich er meinem Arthur gegenüberstand, wünsche ich nicht seinen Tod. Er sieht so gut, fast nobel aus. Den gebe ich noch nicht ver-

loren, ja ich glaube, wenn er am Leben bleibt, wäre wirklich Hoffnung da, ihn noch zu bessern."

„Du bist ein Engel," sagte der Graf, „eine Heilige, meine Theure! ich weiß, wie viel Du über einen wilden Mann vermagst. Doch unsre Jugend ehrt und achtet nicht die Weiblichkeit. Die Galanterie erscheint ihr altväterisch und abgeschmackt. Ich glaube, das ist auch ein Fortschritt unserer gepriesenen, demokratischen Zeit." Der Graf erhob sich von seinem Sitz, und führte seine Gattin mit ritterlichem Anstande von der Tafel. Der Legationssekretair folgte mit Wanda seinem Beispiele. Zwar konnte er nicht mehr dem Gespräche die gewünschte Wendung geben und da anknüpfen, wo er vor Tisch geendet, aber er empfahl sich reich an Hoffnungen und Aussichten für die Zukunft.

Der Genesene.

Wider alles Vermuthen und trotz der Prophezeihung des erfahrenen Medizinalrathes hatte sich Dörners Zustand bedeutend gebessert. Das Wundfieber hatte zu toben aufgehört. Die frischen unverdorbenen Säfte führten eine rasche Heilung herbei und die bedeutende Kopfwunde begann bereits zu vernarben. Nur ein bleiches Aussehen und ein dumpfer Schmerz am Haupte

waren die einzigen Merkzeichen der stattgefundenen Verletzung. Sobald der Zustand des Kranken es erlaubte, kam Rolf als täglicher Gast. Von ihm erhielt er die erste Kunde von den Ereignissen, welche jener schrecklichen Nacht gefolgt waren. Die Nachricht von dem Siege der Demokratie, von dem Aufschwunge, welchen die politische Bewegung angenommen, von dem neuen Leben und Regen trug nicht wenig dazu bei, seine Genesung zu beschleunigen. Eine brennende Ungeduld verzehrte ihn, wenn er sich noch immer am Lager gefesselt sah, während draußen ein frisches Dasein wirkte. Der Medizinalrath suchte ihn zu beruhigen.

„Sie kommen noch immer zeitig genug in die Teufelswirthschaft hinein. Berlin ist ein wahres Babel geworden, wo Keiner mehr den Andern versteht," grollte der alte Mann, dem die Bewegung, welche er wie so Viele Anfangs mit Freudigkeit begrüßt hatte, über den Kopf gewachsen war. „Das drängt sich und stößt sich und macht sich breit. Die verschiedensten Interessen kreuzen sich. Jeder Stand will für sich allein die Früchte erndten. Der Handwerker traut dem Kaufmann nicht, der niedere Beamtenstand will dem höheren zu Leibe. Alle Mißbräuche, welche Jahre lang bestanden, sollen wie auf einen Zauberschlag verschwinden. Die Welt ist toll geworden über Nacht und phantasirt schlimmer als Sie, mein Freund, im Wund-

Fieber. Denken Sie, selbst die Aerzte verlangen nach Reform."

„Ich wollte gern mich in das neu erwachte Leben stürzen, Herr Medizinalrath," entgegnete Dörner. „Ich glaube Ihnen wohl, daß die See hoch geht in diesem Augenblick, aber immer besser, als die faule Windstille, welche zuvor geherrscht.

„Ich versichere Sie, lieber Dörner, Sie werden sich nach der Ruhe Ihrer Krankenstube sehnen, wenn Sie dieses Chaos mit eigenen Augen gesehen haben werden. Das Volk ist für die Freiheit noch nicht reif."

„Herr Medizinalrath, Sie reden ja wie der Vater, der sein Kind nicht baden lassen will, bevor es schwimmen kann. Das Volk ist immer gut, wenn es nur gute Führer hat."

„Das ist ja eben die Sache, jeder Junge spielt jetzt den Tribun und donnert in den Klubbs. Wer die stärkste Lunge und die größte Frechheit besitzt, hat gewonnen Spiel und wird gehört."

„Alles was Sie mir sagen, vermehrt nur meine Ungeduld. Ich zähle die Augenblicke bis zu dem Tage, an welchem Sie mir erlauben werden, auszugehn. Nicht wahr, lieber Herr Medizinalrath, sobald als möglich darf ich mich entfernen, nachdem ich dem Grafen und den Damen für ihre unaussprechliche Liebe und Freundlichkeit gedankt."

Der alte Arzt schüttelte den Kopf. „Nur noch einige Tage Geduld, Ihr Puls ist noch immer aufgeregt und rennt im Galopp."

„Die Sehnsucht verzehrt mich und beschleunigt seinen Gang. Sobald ich frei bin, werde ich ganz gesund."

Der Doktor lächelte halb zustimmend. Er hatte den jungen Mann liebgewonnen, doppelt lieb, weil er, wie die meisten Aerzte die Freude über die gelungene Heilung auf das Objekt übertrug und weil sein scharfes Auge ihn in Dörner einen edlen Charakter erkennen ließ. Er hatte diese günstige Meinung vielfach Wanda und der Gräfin gegenüber ausgesprochen und die Damen erwarteten mit Intresse und Spannung den ersten Besuch des Genesenden.

Endlich war der Tag gekommen, an welchem Dörner von seinem Arzte entlassen ward. Er dankte dem Medizinalrathe mit tief gefühlten Worten. Der Doktor konnte nicht unterlassen, ihm einige wohlgemeinte Lehren mit auf den Weg zu geben.

„Folgen Sie meinem Rathe und betheiligen Sie sich nicht an der Politik. Sie zerstören sich dadurch am Ende jedes Lebensglück. Diese Bewegung schießt über ihr Ziel hinaus. Ich halte sie für eine krankhafte Abnormität unserer Zeit, für eine Art Veitstanz, welcher einzelne Individuen, wie ganze Völker ergrif-

fen hat, auch hier ist der Nachahmungstrieb von der höchsten Bedeutung, eine psychische Ansteckung läßt sich nicht verkennen. Die von der Krankheit Befallenen haben keine Ruhe und Rast in der stillen Häuslichkeit, eine fieberhafte Ungeduld treibt sie auf die Straße, wo sie sich in Gruppen sammeln und wunderliche Reden von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ausstoßen. Den am meisten Ergriffenen wächst das Haar und der Bart struppig und wild, ein Zeichen der schlimmsten Art. Hüten Sie sich vor Ansteckung. Sie thäten mir leid. Sie besitzen schöne und solide Kenntnisse; suchen Sie dieselben in nützlicher Weise anzuwenden. Auch ich bin für den Fortschritt, aber er muß aus gesunden Kräften sich entwickeln. Diese Zeit ist krank und die Reaktion kann um so furchtbarer werden, je größer das Uebel ist, durch welches sie hervorgerufen wird."

„Lassen Sie mich mit meinen eigenen Augen sehn, Herr Medizinalrath."

„Ich glaube, Ihr Blick ist bereits getrübt, mein junger Freund. Sie sind ein Schwärmer, ein Utopist und darum fürchte ich für Sie zumeist."

„Es muß jeder die Erfahrung an sich selber machen, wir lernen Nichts durch das Beispiel Anderer."

„Das ist ja eben das Unglück des Einzelnen wie der Völker. Nun Gott behüte Sie und schütze Sie

vor Wunden, die tiefer gehn, als ihre erste, die nur das Gehirn gestreift."

Dörner drückte dem Medizinalrath die gebotene Hand, dann stieg er, wenn auch schwach, die Treppe herauf und ließ sich bei der gräflichen Familie melden.

Er fand nur die Damen allein, der Graf war ausgegangen. Die alte Gräfin deutete herablassend auf einen Stuhl in ihrer Nähe, auf welchem sich Dörner niederließ. Mit zitternder Stimme, von innerer Bewegung ergriffen, stammelte er seinen Dank.

„Wir haben uns unter wunderbaren Umständen kennen gelernt," sagte die alte Gräfin. „Ich sehe den Finger Gottes in diesem Ereignisse. Er hat Sie uns zugeführt; vielleicht gelingt es mir, Sie geistig wie leiblich zu retten."

„Sie haben so viel Güte mir bereits erwiesen, gnädige Gräfin, und ich bin Ihnen so lange beschwerlich gefallen, daß ich Sie kaum länger noch belästigen darf."

Wanda fühlte, wie Dörner mit richtigem Takt dem Bekehrungseifer der Gräfin auszuweichen suchte, sie dankte ihm im Stillen für seine zarte Schonung.

„Sie sind dem Leben neu geschenkt, Herr Dörner," fuhr die Gräfin in ihrem Sinne fort. „Jedes lange Kranksein, so scheint es mir wenigstens, ist eine Zeit der Prüfung. Die Seele kehrt in sich selbst zurück und fern

von der Außenwelt ist es ihr gestattet, sich ungestört zu sammeln und zu fassen."

„Ich habe viel Zeit zum Nachdenken gehabt."

„Haben Sie auch an Gott, an den Erlöser gedacht," fragte die Gräfin dringend.

Dörner fühlte eine peinliche Verlegenheit. Seine Ideen, seine Welt war nicht die der Gräfin; er zögerte eine Antwort zu geben, welche in jeder, selbst der mildesten Form verletzen mußte. Wanda errieth mit weiblichem Scharfblicke, was in der Seele ihres Schützlings vorgehen mochte. Sie eilte ihm darum zu Hülfe.

„Sie werden Berlin gewiß verändert finden," fiel sie plötzlich ein.

„Leider, leider," seufzte die alte Gräfin. „Wenn unsere Stellung uns nicht nöthigte hier zu bleiben, hätte ich meinen Aufenthalt längst nach Dresden verlegt."

„Ich gestehe," sagte Dörner mit einem dankbaren Blick für Wanda, „ich sehne mich, diesen plötzlichen Umschwung so bald als möglich kennen zu lernen. Alles, was ich von meinen Freunden, die mich auf dem Krankenlager besucht, darüber vernommen, klingt so außerordentlich, daß ich es nicht zu fassen vermag. Ein neues Leben scheint herangebrochen zu sein."

„Ein neues aber kein erfreuliches, bemerkte die Gräfin.

„Jede neue Zeit wird mit Schmerzen geboren," bemerkte Dörner. „Welche Wehen gingen dem Christenthum voraus, welche Kämpfe mußte die göttliche Lehre bestehen, ehe sie feste Wurzeln in den Gemüthern schlug! Die ganze heidnische Welt sträubte sich dagegen. Die weisesten und edelsten Männer jener Zeit feindeten den Glauben an, welcher ihnen von dem verachtesten Volke gelehrt wurde, von Zöllnern und Fischern aus Gallilea, die vom Geiste beseelt, die frohe Botschaft brachten und ihre Mission erfüllten. Sie siegten über Schönheit, Reichthum, Weisheit und Macht, weil sie den Gott in ihrem Busen trugen. Sie schufen eine Welt um und zerbrachen die Form, deren Inhalt bereits erschöpft war."

„Er ist doch ein Christ," murmelte die Gräfin, indem sie beifällig auf den Redner sah, während Wanda in ihm einen jener Apostel selbst zu schauen glaubte. Seine bleiche Wange hatte sich in der Begeisterung geröthet, seine zitternde, schwache Stimme klang tief und fest aus innerer Brust. Die Spannung und Verlegenheit, welche ihn befangen hielt, hatte sich verloren und frei und ohne Zwang entfaltete er eine Fülle von Gedanken, ein Herz, das begeistert für das Wohl des Volkes schlug. Dörners Beredsamkeit, die er ohne es zu wollen, entfaltete, hatte eine berauschende Macht und Wanda gab sich ganz dem neuen unge-

wohnten Eindruck hin. Das war nicht die Sprache der Salons, hier trat ihr Wahrheit und Ursprünglichkeit entgegen, hier spürte sie den Hauch einer freien und großen Seele. Selbst die alte Gräfin schien betroffen und bewegt. Die Schwärmerei hat immer auf Frauen zu allen Zeiten ihren mächtigen Einfluß ausgeübt und jede neue Lehre, jeder Prophet findet grade unter ihnen die meisten Anhänger, die gläubigsten Proselyten.

Aber auch für Dörner war diese Stunde von Entscheidung. Was Wanda sprach, eröffnete ihm den Blick in ein reiches weibliches Herz und lehrte ihn einen Geist kennen und achten, der gewohnt war, frei und unabhängig zu denken. Sie war originell, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, tief und bedeutungsvoll. Ihr schönes Gesicht, verklärt von geistiger Bewegung, erschien ihm wie eine Ampel von Alabaster. Durch den edlen durchsichtigen Stoff schimmert das rosige Licht, das im Innern leuchtete. Er hatte bis jetzt nur wenig Frauen kennen gelernt, keine, die ihr glich, um so tiefer prägte sich ihr Bild in seine Seele ein. Die edlen Züge, die schlanke Gestalt, die milden warmen Augen, die schwärmerische Marmorstirn vom schwarzen Haar umlockt, ihre feine Sprache, ihr wunderbarer Ideengang, Alles blieb ihm gegenwärtig.

Als er endlich von den Damen nach längerem Verweilen Abschied nahm, und die gute Gräfin ihn aufforderte, seinen Besuch zu wiederholen, da schwankte er wie bezaubert und taumelte mehr als er ging die breite Treppe herab. Ein Gefühl von Lust und Leid, von Zaghaftigkeit und Muth erfüllte seine Seele. Er hätte aufjauchzen mögen und doch war es ihm, als müßte er weinen. Das war mehr als die Wonne der Genesung, als die wiedererwachte Lust an dem schönen Leben, dem er wiedergegeben war. Sein ganzes Wesen war in süß betäubender Wonne aufgelöst und als er Rolf an der Hausthür fand, der gekommen war, um ihn bei seinem ersten Ausgang zu begleiten, da umarmte er den treuen Maschinenbauer mit ungewohnter Heftigkeit. So hätte er die ganze Welt begrüßen mögen mit dem Weihekuß der ersten Liebe.

Der erste Ausgang.

Rolf ging schweigend an der Seite Dörners. Die Stadt sprach lauter, als ein Mensch vermocht und erzählte die Geschichte ihrer Revolution. Die sechs Wochen, welche Dörner auf dem Krankenbette zugebracht, galten mehr als eben so viel Jahrzehnte. Die Bewegung hatte ihr Gepräge den Gebäuden wie den Men=

schen aufgedrückt. Von dem Schlosse, auf den Thürmen wehte die schwarz-roth-goldne Fahne, an den Straßen-Ecken klebten riesige Plakate von allen Farben. Ein Haufe neugieriger Leser umstanden sie jeder Zeit. Die Literatur war aus der Verborgenheit auf den offenen Markt getreten. Die Ecken dienten als Lesekabinette, die Mauern sprachen und predigten politische und soziale Lehren, welche eine ungewöhnliche und schnelle Verbreitung innerhalb des Volkes fanden. An den Schaufenstern hingen Karrikaturen, die das Publikum zu enträthseln suchte, Portraits berühmter Männer, welche die Volksgunst wie Eintagsfliegen über Nacht ausgebrütet hatte. Eine schlechte Abbildung der Berliner Barrikaden entlockte Dörner ein wehmüthiges Lächeln der Erinnerung. Jeder Schritt, den er that, ließ ihn auf eine neue überraschende Erscheinung stoßen. Vor den Wachtlokalen stand die Bürgerwehr, welche alle Posten besetzt hielt, seitdem das Militär die Residenz verlassen mußte. Ein fliegendes Corps zog an ihm vorüber, junge kräftige Gestalten in grünen Blousen, den weißen Kalabreser mit wehenden Federn trotzig auf das Haupt gedrückt. Ein großer Mann mit dichtem schwarzem Bart schritt als Führer mit blanker Waffe stolz voran. Dörner jauchzte bei den feierlichen Klängen der kriegerischen Musik, welche den Zug begleitete, mit ihm das Volk, das Hüte und Mützen unter

Hurrahruf schwenkte. Er stimmte ein in den Gesang: „Was ist des Deutschen Vaterland“, so lange er nur die geliebten Töne noch vernehmen konnte.

„So muß es kommen,“ sagte er zu Rolf, jeder Bürger soll Waffen tragen, um, wenn es Noth thut, die Freiheit zu beschützen und dem Feinde zu wehren. Die stehenden Heere müssen gänzlich schwinden.“

„Bis jetzt hat das ganze Volk noch keine Waffen,“ bemerkte der Maschinenbauer. „Auch mag ich die militärischen Abzeichen und Spielereien nicht leiden.“

Dörner sah nur das Licht, nicht den Schatten, der die neue Bewegung begleitete. Noch schien ihm Alles groß und herrlich zu sein. Einzelne Fehler und Mißbräuche, welche selbst seinen schwärmerischen Blicken nicht entgingen, hielt er für unbedeutend und für leicht zu beseitigen. Er theilte das Vertrauen der Meisten, welche an den vollständigen Sieg der Demokratie glaubten und eine friedliche Lösung, eine ruhige Fortbildung des Errungenen erwarteten. Die Enttäuschung sollte nicht ausbleiben, auf der Kehrseite der Medaille stand: Anarchie, Selbstsucht, Feigheit und Verrath.

Je weiter Dörner fortging, desto bedeutender war das Gedränge und Gewühl. Die feinen eleganten Toiletten waren größtentheils beseitigt und hatten der allgemein beliebten Blouse Platz gemacht. Auf den

Hüten prangte die deutsche Kokarde. Straßenjungen mit der rothen Feder auf der Mütze boten mit gewohntem Witz und bekannter Zudringlichkeit die Erzeugnisse der revolutionären Presse an: „Offener Brief an den Bürgermeister Krausnick von Moses Hersch.“ „Die Russen kommen.“ „Der Teufel ist los.“ „Das Ministerium muß abdanken“ schallte ihm aus zwanzig Kehlen zu gleicher Zeit entgegen. Die bald im jüdischen Jargon, bald im Berliner Dialekt abgefaßten Plakate wurden gekauft, gelesen und belacht.

Aus der Menge tauchten einzelne verdächtige, wilde Physiognomien auf, Erdarbeiter von den Rehbergen mit dem schmutzigen Strohhut auf dem wirren Kopf, hier und da Korrigenden, bestrafte Verbrecher, welche sich jetzt in Sicherheit auf den Straßen herumtrieben, bereit sich an einem Auflauf zu betheiligen, oder einen Akt der Volksjustiz mit auszuüben. Unter ihnen war der schwarze Friedel, der keine unbedeutende Rolle unter den Seinigen seit der Revolution übernommen und einen großen Einfluß unter seines Gleichen übte. Diese Elemente, bekannt unter dem Namen der „Bassermannschen Gestalten“ hatten die Revolution zwar nicht geschaffen, aber aufgewühlt. Der Schlamm und Schmutz der Gesellschaft war durch die Oeffentlichkeit, welche herangebrochen, an das Tageslicht gekommen. Die feine Welt war meistentheils unter den Linden ver-

schwunden und nicht mehr gesehn. Die Geheimräthe, welche am Mittag wohlgefällig mit bedächtigen Schritten ihre Promenade machten; die Garde-Offiziere, welche bei Kranzler an der Ecke ihr Eis verzehrten und Damen und Loretten musterten, hatten dem souveränen Volke Platz gemacht. Dieses herrschte hier und hielt unter dem blauen Himmel seinen Lindenklub. Ein Stein, eine Treppe, ein Vorsprung gab die Tribüne her, ein Mann aus dem Volke war der Redner, eine wilde, leicht gereizte Menge das Auditorium. Gensdarme und Polizei traf Dörner nirgends an.

Ihn freute dieses rege Leben, dieses Erwachen der Bevölkerung und ihre Betheiligung an der Politik.

Ein wildes Geschrei, ein jauchzender Beifallsruf weckte ihn aus seinen Betrachtungen auf. Die Menge drängte sich um eine athletische Gestalt. Der Mann, den das Volk mit Begeisterung begrüßte, war ein bekannter Redner ~~und~~ Held in den öffentlichen Versammlungen. Der lange röthliche Bart wogte lockig bis über die Mitte der breiten Brust nieder und verhüllte den untern Theil des Gesichts. Unter der knochigen Stirn brannten zwei Augen voll Sinnlichkeit. Stolz und Eitelkeit sprachen aus den markirten Zügen, welche hart und spöttisch schienen. Stürmische Leidenschaften hatten dieses Antlitz zum Tummelplatz erwählt und ihre tiefen Furchen eingegraben. Seine riesige Figur, seine

unverwüstliche Körperkraft, sein donnerndes Organ, seine lebendige Einbildungskraft und der immer treffende Witz machten ihn zum Liebling der Berliner Bevölkerung. Er schien der bedeutendste und beliebteste unter den Volksführern und selbst sein späteres zweideutiges Benehmen konnte nicht den Glauben an ihn gänzlich in den Gemüthern erschüttern. Er war der politische Cagliostro dieser Zeit.

Mit stolzer Herablassung dankte der Gefeierte dem souverainen Volk für seine Huldigung. „Ich werde für Eure Freiheit wachen. Wenn es Zeit ist zum Handeln, sollt Ihr von mir hören. Wo die Gefahr am größten, sollt ihr mich finden. Alles für das Volk."

Mit diesen Worten setzte er seinen Weg unter dem Beifall der jauchzenden Menge fort.

Diese Stimme mit ihrem scharfen Accent schien Dörner wohlbekannt, sie erinnerte ihn an einen Jugendfreund, der später die Militairkarriere erwählt, die er aus unbekannten Gründen als Offizier wieder verließ, um sich der Bühne zuzuwenden Auch als Schriftsteller hatte sich der Gefeierte versucht und eine Zeitschrift herausgegeben, welche die Weltereignisse in witziger Form kurz und schlagend besprach. Die Regierung fürchtete das kleine Blatt, welches in den Tagen des Liberalismus einen ungewohnten

Aufschwung nahm und unterdrückte es. Mit dem Verbote dieser Zeitschrift schien die Thätigkeit des Mannes gelähmt. Die Revolution hatte ihm einen neuen Schauplatz eröffnet und die Rednerbühne war der Ort, wo er täglich glänzende Triumphe feierte.

Auch dem Agitator schien Dörners Physiognomie bekannt, er nahte ihm mit seinem Gruß, Rolf blieb ehrfurchtsvoll zurück.

„Was Teufel, Dörner Du hier?"

„Wie Du siehst."

„Wo hast Du denn gesteckt, alter Junge, daß man Dich nirgends sah. In keinem Klub, in keiner Versammlung läßt Du Dich blicken. Du scheinst Dich an der Politik nicht betheiligen zu wollen."

„Ich gehe heut zum ersten Male aus, ich war verwundet beim Barrikadenkampfe, von einem Säbelhieb getroffen worden."

„Ei, und das erfahre ich erst heut. Dein Glück ist ja gemacht. Ein Barrikadenheld, ein Märtyrer für die Freiheit! Wenn das Volk, das uns hier angafft, das erfährt, trägt man Dich auf Händen im Triumph herum."

„Ich liebe nicht solche Ovationen."

„Du wirst Dich daran gewöhnen, guter Junge. Du glaubst nicht, wie das mit der Zeit uns zum Bedürfniß wird. Es ist ein neuer Reiz, ein Ver-

gnügen, daß ich noch nicht erschöpft und ausgekostet habe. Was will man mehr? Der Rausch ist so gut, wie jeder andere."

„Ich fühle mich so fremd in dieser neuen Welt. Mir ist zu Muthe, als hätte ein Zauberer, während ich im Schlafe lag, Alles um mich her verwandelt. Oft kommt es mir vor, als läge ich noch im tiefsten Schlummer und Alles wäre nur ein Traum."

„Du bist immer ein Träumer gewesen, lieber Dörner, unsere Zeit ist aber am wenigsten für Träumerei geschaffen, Du mußt praktisch werden und zugreifen. Der Keckste kommt am besten fort. Doch was hast Du jetzt vor?"

„Ich war im Begriff, meine alte Wohnung zu besuchen, doch zuvor Berlin in seiner neuen Gestalt kennen zu lernen. Ich bin noch etwas schwach, darum begleitete mich dort mein Freund, der Maschinenbauer Rolf."

Der Arbeiter trat bescheiden heran und drückte die Hand des großen Agitator, die dieser ihm entgegenstreckte.

„Wackere Leute, die von Borsig," sagte der Volkstribun, indem er mit der würdevollen Herablassung eines Napoleon dem Maschinenbauer auf die Schultern klopfte.

Rolf fühlte sich hochgeehrt durch diesen Gruß.

„Die Arbeiter haben die Revolution ganz allein

gemacht," fuhr der Agitator fort, „darum ist es auch billig, daß sie die Früchte ihrer Hingebung erndten. Die Lage dieser Klassen muß verbessert werden. Will der Bourgeois die Freiheit haben, so mag er sich auch zu Opfern verstehn für diejenigen, die sie ihm erkämpft. Euer Lohn ist noch immer karg genug."

„Man kommt zur Noth schon aus," entgegnete der Maschinenbauer, „freilich könnt' es nicht schaden, wenn wir mehr verdienten, doch Herr Borsig meint, er könnte dann nicht mehr bestehn."

„Das ist die gewöhnliche Redensart der Arbeitgeber. Die Ausbeutung durch das Kapital muß ein Ende nehmen. Der Arbeiter soll Theil am Geschäfte haben. Nur auf diese Weise kann ihm geholfen werden."

„Freilich mein' ich das auch," sagte Rolf. „Wenn der Arbeiter einen verhältnißmäßigen Antheil am Gewinne hätte, dann könnte er schon besser bestehn, das ist klar wie der Tag.

„Sie müssen mit ihren Freunden drüben reden, sagen Sie nur, daß von mir dieser Plan herrührt."

„Aber Herr Borsig wird sich nicht dazu verstehn, lieber wird er die Werkstätten schließen," warf der Maschinenbauer ein.

„Sie müssen ihm nur scharf zu Leibe gehn. Der Bourgeois ist immer furchtsam und nachgiebig, wenn man mit Nachdruck von ihm zu fordern weiß."

Diese Lehren hatten bereits ihre Früchte getragen. Die Spaltung zwischen Arbeiter und Kapitalisten wurde mit jedem Tage größer und bedeutender. Mißtrauen auf der einen Seite und Furcht auf der andern waren ausgesät und wucherten in den Gemüthern fort. Die freudige Erhebung Aller, welche auf die schönen Märztage gefolgt, die innige Vereinigung und Harmonie fing bereits an zu schwinden. Die Besitzenden fürchteten die täglich gesteigerten Ansprüche der Besitzlosen, diese dagegen wurden durch Versprechungen und schwindelnde Theorien der modernen Volkstribunen täglich aufs Neue aufgeregt. Die Nahrungslosigkeit nahm während den andauernden Unruhen überhand. Die mannigfach sich kreuzenden Interessen der verschiedenen Stände traten immer schärfer und schneidender hervor. Alle diese Elemente zusammengenommen mußten mit der Zeit dem gestürzten System dazu dienen, seinen Einfluß wieder herzustellen. Hier lagen die Keime einer beginnenden Kontrerevolution, welche Anfangs schüchtern, später mit täglich wachsender Kühnheit wieder hervorzutreten wagte.

Auf diese Weise wirkte der Agitator auf die Arbeiter. Rolf bereits theoretisch für die sociale Idee gewonnen, verlangte auch die praktische Anwendung der Grundsätze, welche er für wahr erkannt.

Von dem Maschinenbauer wandte sich der berühmte Volksredner zu seinem Freunde.

„Du wirst mit mir gehn. Du kannst heute bei mir zu Abend essen und dann besuchen wir den Klub."

Dörner hatte Nichts gegen diese Bestimmungen einzuwenden. Er sehnte sich, den Brennpunkt des politischen Lebens kennen zu lernen. Rolf verabschiedete sich ehrfurchtsvoll von dem Agitator, herzlich von seinem Freunde, den er im Klub anzutreffen gedachte. Vorher wollte er noch Marie sehn.

Modernes Stillleben.

Der Doktor begleitete zunächst den großen Agitator in seine Wohnung. In dem elegant eingerichteten Zimmer traf er zwei Damen an.

„Meine Frau," stellte der Agitator vor, „und unsere Freundin Lucie." Dörner verneigte sich.

Das Abendbrot war bereits angerichtet. Man setzte sich zu Tisch. Die Unterhaltung war geistreich lebendig. Der Agitator besaß unstreitig bedeutende Kenntnisse, einen scharfen Blick für die Gegenwart. War ihm Dörner auch philosophisch überlegen, so mußte er ihm doch in praktischer Beziehung weichen. Auch die Damen nahmen an dem Gespräche Theil.

Die Unterhaltung erging sich frei und ungebunden. Weder die Frauen, noch der Agitator legten sich einen Zwang auf.

Lucie war eine kühne Brünnette mit dunklen feurigen Augen, welche herausfordernd loderten, die Frau des Agitators eine schmachtende Blondine mit sanften, einnehmenden Zügen. Zwischen Beiden schien das innigste Einvernehmen zu herrschen und dennoch war mehr als ein Grund zum Zwiespalt da. Frau und Geliebte theilten denselben Tisch. Der Agitator übte auf seine nächste Umgebung, wie auf das Volk einen dämonischen Einfluß aus.

„Sie werden doch im Klub sprechen?" fragte die schöne Lucie.

„Ich fühle mich noch schwach," entgegnete Dörner, „auch glaube ich kaum, daß ich sobald die Scheu vor der Oeffentlichkeit überwinden werde."

„Das giebt sich bald," sagte der Agitator. „Du mußt doch ein Mal anfangen. Reden, reden das ist die ganze Kunst, um von diesem Volke Alles zu erhalten."

„Ich möchte Sie gar zu gern hören," schmeichelte die Frau des Agitators.

„Du wirst jeden Falls im Klub als Barrikaden-kämpfer von mir vorgestellt werden. Natürlich begrüßt man Dich mit donnerndem Applaus, dann mußt Du danken. Du siehst die Sache macht sich ganz von selbst.

Hast Du einmal und mit Beifall nur gesprochen, dann wirst Du selbst das Bedürfniß fühlen. Höre, wie wäre es, wenn wir Dich gar zum Deputirten machen?"

„Du treibst nur Deinen Scherz."

„Nein ich meine es wirklich ernst mit Dir. Ich war stets Dein Freund und habe alle Achtung vor Deinem Verdienste. Laß sehen, wir haben noch ungefähr zwölf bis vierzehn Tage Zeit und so viel ich weiß, können noch sechs bis sieben Kandidaten von uns versorgt werden. Wenn Du sie wohl zu benutzen weißt, kannst Du noch irgendwo gewählt werden. In Berlin natürlich nicht. Hier stehen unsere Kandidaten bereits fest, aber in der Provinz. Der Klub übt einen bedeutenden Einfluß aus. Gehörst Du ihm einmal mit Leib und Seele an, so wird er Dich versorgen. Ich selbst mag Dich nicht in Vorschlag bringen, denn ich gestehe Dir offen, daß Du dann die ganze Hippelsche Couleur gegen Dich hättest, die nicht ohne Einfluß ist. Der große Kritikus mit seinem Anhang verachtet mich, wie alle Welt."

„Wen meinst Du denn?"

„Geh zu Hippel, dort wirst Du ihn sehn, die verkörperte Kritik, die incarnirte Negation, den Mann der souverainsten Verachtung. Er haßt mich, weil er trotz seiner Wissenschaft unpopulär ist und bleiben wird. Was thut's, ich lache über ihn. Sein Hochmuth ist wirklich unerträglich."

„Meine Herren, vergessen Sie nicht über ihr Geschwätz ihre Pflicht,“ lachte Lucie, indem sie Dörner ihr Glas hinreichte, das er zu füllen vergessen hatte.

„Stoßen wir an, es lebe der Deputirte in spe,“ rief der Agitator, indem er sein Glas erhob.

„Unser St. Just,“ lachte Lucie, indem sie Dörner zunickte, der vor ihrem feurigen Blick verwirrt die Augen niederschlug.

„Ist St. Just der Heilige, auf den sie schwören,“ fragte dieser die schöne Sünderin.

„Ich bete ihn an, weil er das Volk liebte und die Aristokraten haßte. Ja ich hasse die Großen, diese Reichen, diese Aristokraten so wie er. Ich könnte sie mit ruhigem Blute unter der Guillotine sterben sehn.“

„Aber Lucie!“ mahnte die sanfte Frau des Agitators.

„Weißt Du, was sie mir gethan?“ fragte das junge Mädchen mit zitternder Stimme.

„Sie ist ein Kind aus dem Volke,“ bemerkte der Agitator.

„Ja ich bin ein Kind aus dem Volke,“ fuhr Lucie in gereizter Stimmung fort. „Mein Vater war ein heruntergekommener Arbeiter; als er betteln ging, sperrte man ihn ein. Meine Mutter war eine arme Wäscherin. Sie mußte arbeiten, bis ihr die Finger von der Gicht verkrummten und erlahmten. Von meinen

Eltern erhielt ich nie ein freundlich Wort; die Armen haben keine Zeit, ihre Kinder zu liebkosen und zu verziehn. Als sie starben, nahm sich meiner eine alte Tante an, ein entsetzliches Weib. Mir graut, wenn ich ihrer gedenke, und dennoch muß ich ihr dankbar sein, ich wäre ohne sie ja dem Hungertode Preis gegeben worden.

„Schrecklich,“ seufzte Dörner.

„Schrecklich, sie haben Recht,“ sagte Lucie, mit einem dankbaren Blick, „mein Loos war gräßlich. Am frühen Morgen gab mir meine Tante ein Körbchen in die Hand, im Sommer mit Kirschen, im Winter mit Zündhölzchen und Feuerzeug gefüllt. Dann wurde ich von ihr auf die Straße hinausgestoßen und durfte nicht zurückkommen, bevor ich meinen Kram verkauft, sonst gab es statt des Abendbrots nur Schläge und Schimpf. Da stand ich unter den Linden in meinem dünnen Röckchen, die eleganten Equipagen rollten an mir vorbei und bespritzten mich mit Straßenkoth. Die vornehmen Müssigänger, denen ich meine Waare anbot, schalten mich meiner Zudringlichkeit wegen, und jagten mich fort. Die Polizei verfolgte mich und schlug mich oft. Diese Eindrücke waren unverlöschlich. Mein Verstand war frühzeitig gereift. Ich dachte über die Ungerechtigkeit der Weltregierung nach und mein kleines Herz wurde von Haß erfüllt. Wenn ich ein

vornehmes Kind im feinen Röckchen mit seidenem Hut und weißen Höschen sah, da erfaßte mich eine eigene Wuth. Ich hätte ihm die Kleider vom Leibe reißen und ihm Faustschläge geben mögen. So wuchs ich auf ohne Erziehung, ohne Religion. Die Gebete, welche mich meine fromme Mutter gelehrt, hatte ich schon längst vergessen. Selbst das Vaterunser wußte ich nicht mehr."

„Das ist doch kein Unglück," bemerkte der Agitator, „selbst wenn Sie es auch später nicht gelernt hätten."

„Ich war fünfzehn Jahr geworden. Mein Körper begann sich zu entwickeln. Ich war schön, wie man mir sagte. Die Männer, welche vorbeigingen, blieben stehn und kauften mir meine Kirschen ab, ja viele bezahlten doppelt den gebotenen Preis.

„Nur keine confessions à la Rousseau," rief der Wirth mit Lächeln.

„Ich will aber," sagte trotzig die kecke Lucie. „Die alten Gecken drängten sich um mich, die jungen Laffen kniffen mich in die Wangen und ihre begehrenden Augen verschlangen meine Reize. O wie verachtete ich diese Männer, denen Alles käuflich ist."

„Sie sind heute entsetzlich moralisch, liebe Lucie," spottete der Agitator. „Sie wissen, ich bekomme stets Kopfweh, wenn man in diesem Tone mit mir spricht.

Was ist da weiter, man hat Sie liebenswürdig gefunden und Sie wurden geliebt, das ist Alles."

„So laß Sie doch," bat die Frau vom Hause.

„Sie sind ein Ungeheuer," schalt Lucie. „Sie können über ein armes Mädchen spotten."

„Ei Sie wissen doch besser, daß ich dem Volke stets das Wort geredet habe und das Schicksal der ärmeren Klassen zu verbessern, ist ja die eigentliche Aufgabe meines Lebens," beschwichtigte der Agitator. „Für das Volk will ich zum wenigsten die Garantie der Arbeit, aber in der Liebe freie Konkurrenz. Es lebe die freie Liebe."

Lucie stieß mit dem Agitator an, der ihr Glas aufs Neue füllte. Ihre Wange glüht, ihr Auge flammte in wilder Lust. Ihr Aussehn glich dem einer begeisterten Bachantin. Der Agitator umschlang ohne Rücksicht ihre üppige Gestalt.

„Die Freiheit im Leben, wie in der Liebe," rief das schöne Mädchen laut und entschlüpfte geschmeidig wie eine Eidechse seinen Händen, indem sie sich zu Dörner mit ihrem Glase niederbog, so daß die braunen Locken seine Wange streiften.

„Ist sie nicht herrlich," flüsterte der Agitator Dörner halblaut ins Ohr. „Sieht sie nicht aus, wie die Priesterin der neuen Zeit."

„Spötter," schalt die kecke Lucie, indem sie mit

ihren rosigen Fingern seine Lippen schloß. Die Frau vom Hause blickte zur Seite, so daß Niemand sehen konnte, ob nicht eine Thräne in ihrem Auge zitterte.

„Sie sind in Ihren intressanten Geständnissen unterbrochen worden," sagte Dörner zu Lucie. „Welche Anstrengung muß es Ihnen gekostet haben, die Lücken einer früheren Bildung auszufüllen, und diesen Standpunkt einzunehmen, der Sie auf die Höhe unserer geistigen Anschauung stellt. Die Kluft, welche unsere Bildung von der des Volkes trennt, scheint mir noch immer unausfüllbar. Es gehört kein gewöhnlicher Geist dazu, sie zu überspringen."

„Ich danke Ihnen für das feine Compliment. Das Volk lernt schnell und begreift leicht. Jedoch wenn Sie meinem Lebenslauf eine fernere Aufmerksamkeit widmen wollen, dann besuchen Sie mich doch."

„Aber Lucie, das ist zu arg," lachte der Agitator. „In unserer aller Gegenwart fordert sie den Freund zu einem rendez-vous auf. Ich dürfte eifersüchtig werden."

„In der Liebe freie Conkurrenz," spottete das schöne Weib.

„Sie werden mich noch dahin bringen, eine Lächerlichkeit zu begehn."

„Und die wäre?"

„Ich würde meiner Frau treu bleiben. Was meinst

Du liebes Kind dazu?“ fragte der Agitator, indem er seiner Gemahlin galant die dargebotene weiße Hand küßte.

Das liebliche, aber blasse Gesicht der schmachtenden Blondine wurde von einem rosigen Schimmer angehaucht, und die Freude gab ihrem matten blauen Auge für wenige Augenblicke einen strahlenden Glanz.

Diese geniale Zerrissenheit, diese Frivolität im Familienleben, welche wir in dem Kreise des großen Agitators finden, war nur ein Nachhall einer früheren Periode, und stammte aus der Zeit der Romantiker. Aus jener Schule, welcher die beiden Schlegels, Tiek, und Novalis angehörten, welche in mittelalterlichen Erinnerungen schwelgte und Treu und Glauben predigte, ging zugleich auch jene schrankenlose Berechtigung der genialen Subjektivität hervor. Der Geist, als solcher war fessellos und durfte alle einengende Bande der Philisterwelt überspringen. Nur das Fleisch war der Sünde verfallen und für diese gab die neue erwachte und verwandte katholische Richtung in voraus ihre Absolution. Auf diese Weise wurde von den Romantikern die Sittlichkeit des Familienlebens untergraben, die Begriffe von Liebe und Treue verwirrt, das Institut der Ehe angegriffen und vernichtet. Grade diese Schule, welche im gegenwärtigen Augenblicke sich der neuen Entwickelung feindlich gegenüberstellt und ihr den

Vorwurf der Unsittlichkeit täglich wiederholt, ist die Mutter der genialen Liederlichkeit unserer Zeit. Die Lucinde, das Leben des Prinzen Louis Ferdinand, Pauline Wesel, Schlegels Privattreiben, das ganze geistreiche und doch in den höheren Ständen so unsittliche Berlin in der damaligen Zeit, sind eben so viel Beweise für unsere Behauptung. Noch leben Männer und Frauen aus jener Periode, welche diese Ansicht aus eigener Erfahrung bestätigen müssen. Zu keiner Zeit war die Sittenlosigkeit in Berlin höher gestiegen, als unter der Herrschaft der Romantiker. Friedrich Wilhelm der Dritte in seiner nüchternen protestantischen Anschauungsweise blieb dieser Richtung fremd und hat viel dazu beigetragen, ihre verderblichen Folgen zu beseitigen, aber die zunehmende Bildung verbreitete die Lehren der Romantik und die exquisite geniale Liederlichkeit, welche bisher zu meist in den höheren Kreisen der Gesellschaft ausschließlich, fast allein geherrscht, hatte bald ihren Weg auch in die mittleren und unteren Schichten des Volkes gefunden. Die Demokratie hatte diese Erbschaft der Vergangenheit wie so viele andere angetreten, ohne dafür zurechnungsfähig und verantwortlich zu sein.

Vielleicht waren es ähnliche Gedanken, welche Dörner während dieses wunderlichen Mahles beschäftigten. Er war kein Rigorist. Die gewöhnlichen Moralbe-

griffe sind überhaupt für uns Alle zum Theil verschwunden, zum Theil verwirrt, nirgendswo klar und deutlich aufzufinden; dennoch verletzte ihn der frivole Ton. Er hatte erst vor wenigen Stunden eine Athmosphäre verlassen, in welcher eine höhere und reinere Weiblichkeit ihm entgegentrat. Er wußte selbst nicht, wie es kam, daß er immer wieder an die Gräfin zurückdenken mußte. Sie schien für ihn der Maßstab geworden zu sein, an welchem er jedes andere Weib zu messen suchte. Ihr Bild schwebte vor seinen Augen und als er das Glas mit dem schäumenden Champagner, den der Agitator zum Schlusse des Mahles aufgetischt, an seine Lippen führte, glaubte er die ihrigen leise und innig zu berühren.

Ein kleiner Fuß, der unter der Tafel den seinigen gefunden, führte ihn in die Gegenwart und die Gesellschaft, welche ihn umgab, zurück. Lucie interessirte sich für unsern Freund. Das ungestüme Mädchen war nicht gewohnt, ihren Gefühlen irgend einen Zwang aufzulegen, oder dieselben zu verbergen. Sie faßte den Moment und jagte nach Genuß. Sie liebte keinen Mann, nur das Kollektivum — die Männerwelt. In Griechenland wäre sie berühmt wie Lais geworden, in Berlin war sie ein verlornes Weib. Es lag in ihr ursprünglich ein Bedürfniß nach wahrer Liebe, wie in jeder Frau. Sie suchte und wurde betrogen, sie suchte wieder und jeder neue Mann erschien ihr als ein Erlö=

ser, als der Messias, den sie erwartete, um sie von der eigenen Selbstverachtung zu erretten. Auch für sie war die neue Bewegung nur ein Rausch, eine Betäubung, welcher sie sich hingab, um sich selber zu entfliehn. Das gab für sie Aufregung, Zerstreuung, Befriedigung der Eitelkeit. Ihr Haß gegen Adel und Reichthum war tief begründet, zum Theil selbst berechtigt durch ihre Leiden und in ihrem Leben; aber neben dieser großen Leidenschaft wucherten die kleineren und drohten die einzig wahre Empfindung ihres Herzens zu ersticken. Die Bildung, welche sie in kurzer Frist erworben, war zu fragmentarisch, um sie zu erlösen. Sie hatte, wie so viele Menschen in unserer Zeit, nur die Resultate des Denkens Anderer in sich aufgenommen. Sie besaß viel und doch gehörte ihr nichts an. Ihre schöne reizende Gestalt und ein hoher Grad angeborner, natürlicher Beredtsamkeit hatten ihr in der demokratischen Welt einen hohen Ruf verschafft und wir glauben nicht zu fehlen, wenn wir im Voraus verrathen, daß sie Präsidentin eines politischen Frauenvereins war.

An ihrem Arme ging Dörner, aufgeregt vom Wein in der Begleitung des Agitators und dessen Frau nach dem demokratischen Klub, der in der sogenannten Reitbahn seine Sitzung hielt. Die Damen begaben sich auf die erhöhte Gallerie, die beiden Männer traten in den Saal. Lucie drückte zum Abschied Dörners Hand

und flüsterte: „Nicht wahr, Sie besuchen mich morgen? Ich erwarte Sie. Ich muß Ihnen ja doch das Ende meiner Geschichte noch erzählen.“

Ein Klub.

Die politischen Klubs hatten in kurzer Zeit eine hohe Bedeutsamkeit für Berlin erlangt. Sie waren zunächst Brennpunkte der Bewegung, die Schulen der neuen Volksbildung und übten einen großen Einfluß auf alle Stände aus. Der demokratische Verein zählte die meisten Mitglieder und wenn auch die Führer desselben sich nicht immer durch hervorragende geistige und sittliche Eigenschaften auszeichneten, so muß ihnen doch der Vorzug einer ungemeinen Thätigkeit und einer gewissen Energie zugestanden werden. Einzelne Redner erhoben sich weit über das Gewöhnliche und wußten durch Ideenreichthum und glänzenden Vortrag zu begeistern und fortzureißen.

Eine wunderbare Erscheinung war jedenfalls das plötzliche Auftauchen begabter Redner bei einer Nation, welche bisher so wenig Gelegenheit gehabt, parlamentarische Fähigkeiten auszubilden. Allerdings herrschte auf der Tribüne zumeist die politische Phrase, das hohle Pathos jugendlicher Schwärmer vor,

und wo Begriffe fehlten, stellte ein Wort zur rechten Zeit sich ein; nichts desto weniger trug selbst diese Art der Beredtsamkeit viel zur Erweckung eines Volkes bei, welches bis jetzt politisch geschlummert zu haben schien. Die gänzliche Verwahrlosung desselben ließ die untergeordneten Geister vorläufig zur Geltung kommen. Man bedurfte der groben natürlichen Kost, um den ersten Hunger zu stillen. Für die Durstigen war jeder Trunk willkommen, wenn er selbst aus trüben, schlammigen Quellen floß. Das Volk vermochte noch nicht, das Gold von dem Flitter zu unterscheiden und jauchzte seinen Beifall demjenigen Redner zu, der die meiste Kühnheit und das lauteste Organ besaß.

Auf diese Weise läßt sich der große Einfluß einiger Volksführer erklären, deren geistige Fähigkeiten kaum die Mittelmäßigkeit erreichten. Dem ungeachtet hatte der demokratische Klub das große Verdienst, Ideen und Begriffe zu entwickeln und zu verbreiten, welchen die Menge bis jetzt fremd geblieben war. Durch ihn wurde zumeist der Gesichtskreis der untern Klassen erweitert und aufgeklärt. Es war ein großer Fortschritt, daß überhaupt diese Schichten der Gesellschaft für ein geistiges Interesse gewonnen wurden und zu denken angefangen hatten, wenn auch auf die Gefahr hin, die Wahrheit mit der Lüge, die Freiheit mit der Anarchie noch zu verwechseln. Ein zukünftiger Geschichtsschreiber wird

mit Unparteilichkeit über die Leistungen des demokratischen Klubs aburtheilen und trotz der Verirrungen seine große Bedeutung nicht verkennen. Der demokratische Klub hat in kurzer Frist mehr für die Volksaufklärung gethan, als die gepriesenen Schulen des vormärzlichen Absolutismus je vermocht haben.

Ein zweites Moment seiner Wirksamkeit lag in der Vermischung und Vereinigung aller Stände, welche seit der Revolution begonnen und vorzugsweise durch den demokratischen Verein so wie zum Theil durch die Bürgerwehr befördert wurde. Die Berührung in denselben Versammlungen und in den gleichen Räumen hatte nothwendiger Weise einen Ideenaustausch hervorgebracht. Die verschiedenen Schichten der Gesellschaft rückten einander näher, lernten sich kennen und gewannen sich ein gegenseitiges Interesse ab. Die Massen waren in Fluß gerathen, die spröden Stoffe schmolzen zusammen und paßten sich derselben Form an. Viele Vorurtheile mußten auf diese Weise schwinden und die humane Auffassung konnte nur dabei gewinnen.

Literaten, Arbeiter, Gewerbtreibende, höhere und niedere Beamte, Aerzte und Handlungsdiener, Studenten und hier und da ein vereinzelter Soldat füllten den weiten Saal der Reitbahn. Auf den Gallerien saßen die Damen im schönen Kranz. An den Seiten standen Buffets mit Erfrischungen. In der Nähe der Redner-

Bühne hielten sich die Leiter des Klubs, die Führer des Vereins auf, meist junge Leute, welche das Bureau bildeten. Durch die Mitte des Saales schritt der große Agitator mit Dörner im stolzen Selbstbewußtsein seiner Macht. Die wogende, summende, drängende Menge machte Platz und grüßte ehrfurchtsvoll. Sein dunkles Auge überflog die Versammlung mit einem Herrscher-Blick. An das Bureau angelangt, ließ er sich nieder und lud seinen Freund zum Sitzen ein. Dörner nahm unter den Eingeweihten seinen Platz und wurde den demokratischen Notabilitäten, von denen er nur wenige aus seinem früheren Leben kannte, vorgestellt.

„Eichler," sagte der Agitator zu einem jungen Mann mit krausem Bart und geistreich sprechendem Gesicht, „ein Freund von mir. Notire mich und ihn, wir bitten dann um's Wort"

„Gut, ich schreib' Dich auf, Du bist der sechste schon."

„Teufel! das dauert lange. Was liegt denn heute vor?"

„Die Wahlen, wie Du weißt."

„Ich denke, Ihr habt Euch bereits entschieden. Ihr stimmt für Jung und Behrends."

„Allerdings. Die Sache ist so gut wie abgemacht."

„Nun wozu denn das Geschwätz?"

„Es hält das Volk warm. Die Menge will durchaus unterhalten sein.“

„Wer redet jetzt zunächst nach Siegerist?“

„Salis kommt.“

Der vorhergehende Sprecher, ein schlanker Mann mit kräftigem Organ, ein Handwerker von ungewöhnlicher Bildung, hatte seine Rede unter einem donnernden Beifallssturm geendet. Der Nächste, der die Tribune jetzt bestieg, war ein Student, ein Sohn der Schweiz, der nach Berlin gekommen war, um seine Studien zu beenden und sich mit republikanischem Feuer-Eifer an dieser neuen Bewegung betheiligte. Dunkelblonde Locken umflatterten die tief gedankenvolle Stirn, schwärmerische Begeisterung strahlte erwärmend aus seinen Blicken aus. Seine Stimme klang mächtig, kraftvoll und überzeugend durch den Saal. Er ermahnte das Volk, auf seiner Hut zu sein, er forderte die zukünftigen Volksvertreter auf, ihre Pflicht zu thun, er warnte vor Verrath, der auf allen Seiten lauere, er erinnerte an die Todten im Friedrichshain, welche mit ihrem Blute die junge Freiheit getauft und eingeweiht.

Seine Rede machte einen mächtigen Eindruck auf die Versammlung, welche, als Salis schloß, ein stürmisches Bravo erschallen ließ. Auf der Gallerie pochte manches weibliche Herz, das dem Redner mehr, als seinen Worten Aufmerksamkeit gezollt.

Eine kurze Frist, welche eingetreten war, wurde zur Erholung und Erfrischung schnell benützt. Die Menge eilte zu den Buffets. Einzelne Gruppen bildeten sich und besprachen die politischen Tagesfragen, oft mit mehr Leidenschaft als Klarheit und Verstand.

Neben dem Geheimrath, uns von früher schon bekannt, stand ein kühner Schneidergesell, der sein spitzes, kaum entkeimtes Bärtchen, seine einzige Märzerrungenschaft mit großem Wohlgefallen strich. Ohne seinen Nachbar zu kennen, trat er mit seinen Ansichten ungenirt hervor.

„Sie kennen schon jlooben, der Salis hat Recht, an allem Unjlück ist die Bureaukratie nur Schuld. Wat menen Sie dazu?"

Der Geheimrath, welcher grade eine Prise nehmen wollte, hielt die goldne Dose erschrocken in der Hand.

„Erlooben Sie," bat der Schneidergesell mit lüsterner Begehrlichkeit.

„Sie steht zu Ihren Diensten," bemerkte der Geheimrath ganz verwirrt.

Beide schnupften, der Geheimrath nieste.

„Sehen Sie," bemerkte pfiffig der Schneidergesell, „wat ich gesagt habe, muß wahr sind, Sie haben es beniest."

Der Geheimrath fühlte sich von diesem schlagenden Argument noch immer nicht ganz überzeugt.

Zwei heruntergekommene Handwerker unterhielten sich bei einem Glase Weißbier über offene Kleiderläden und den Schaden, der ihrem Stande daraus erwächst. „Ich gebe meine Stimme nur einem Deputirten, der es mit dem Handwerk ehrlich meint," rief der Eine. „Am besten wär' es doch, wir wählten aus unserer Mitte selbst. Ja ich wüßte schon, wem ich meine Stimme geben möchte," sagte der Andere.

„Na immer 'raus damit, sprich doch wem?"

„Was meinst Du zu meinem Bruder. Er ist ein gereister Mann, ist in der Schweiz und in Belgien gewesen und kennt die Sache aus dem Fundament. Der weiß am besten, wo uns der Schuh drückt."

„Ne, einem Schuster geb' ich meine Stimme nicht. Es muß einer sein von unserm Metier. Zur Noth wohl möcht' ich selber gehn. Die drei Thaler Diäten thäten meiner armen Seele gut."

In einer Ecke suchte ein Student einem alten Rentier, den die Neugierde und Geschäftslosigkeit herbeigelockt, aus der Geschichte zu beweisen, daß die Republik die einzige vernünftige Staatsform sei.

„Themistokles, Perikles, die größten Staatsmänner, die größten Helden, die ausgezeichnetsten Künstler lebten in der Republik."

„Alles gut, ich bin auch Demokrat, aber nur keine Republik, keine Republik, verstehen Sie mich," war die

einzige Antwort des Rentiers, den der Student endlich verließ, indem er ihn für einen bornirten Weißbier-Philister hielt.

Ein junger Assessor sprach mit einigen Arbeitern in Blousen über die Organisation der Arbeit nach Louis Blanc und entwickelte seine Ansichten über Nationalwerkstätten unter großem Beifall seiner Zuhörer, deren politische Bildung in kurzer Zeit bedeutend vorgeschritten war. Es ließ sich nicht verkennen, daß grade unter dieser Klasse ein entschiedenes Streben nach Belehrung und Erkenntniß vorherrschte, weit mehr als unter der eigentlichen Bürgerschaft, welche entweder durch materiellen Genuß oder durch häusliche Sorge und Selbstsucht für eine höhere Auffassung der Bewegung abgestumpft erschien.

Die Maschinen- und Eisen-Arbeiter waren sich ihrer Stellung wohl bewußt und gingen auf die Fragen des Tages mit großer Einsicht und mit Lauterkeit der Gesinnung ein. — Mit einem gewissen Rechte durften sie sich „die ehernen Säulen der Demokratie“ nennen, wie sie es in einem Plakate auch gethan. Dieses Corps war eine der Hauptstützen der Demokratie und der Gegenstand einer vorzüglichen Aufmerksamkeit für alle Führer derselben. Es fand unter ihnen eine Art Eifersucht in dieser Beziehung statt. Jeder der Agitatoren suchte hier festen Boden und Einfluß zu gewinnen,

obgleich bis jetzt Niemand eine so große Macht als der große Agitator unter dieser Klasse der Bevölkerung erlangt. Rolf, der unter ihnen stand, hatte Dörner gesehn und eilte auf ihn zu, um ihn in den Kreis der wackeren Männer und in ihr Gespräch zu ziehn.

Das ganze Schauspiel, welches Dörner so überraschend unerwartet kam, hatte eine erhöhte Stimmung in ihm hervorgebracht. Dieses mächtige Drängen und Treiben, diese Vereinigung der getrennten Glieder diese Ausgleichung und Vermischung aller Stände schien ihm die Verwirklichung seines Ideals. Das Volk dünkte ihm groß und edel zu sein, ein unbeachteter Demant, der nur der Politur bedarf, um in herrlicher Pracht seinen Werth auszustrahlen. Er lebte in einem freudigen Rausch, in einem seligen Taumel. Diesen Umschwung der Geister, diesen Drang nach Wahrheit und Erkenntniß hatte er nicht geahnt. Er hätte jedem Manne die Hand drücken und ihn Bruder nennen mögen. Zum Theil von den Maschinenbauern aus früherer Zeit gekannt, wurde er von diesen freudig aufgenommen und begrüßt. Die einfachen Handwerker freuten sich, in ihm einen Kampfgenossen zu finden, der wie sie auf der Barrikade sein Blut für die Freiheit hingegeben und seine Gesinnung durch die That besiegelt hatte. Ihnen gefiel der offene Freimuth Dörners, die Hingebung, welche er für die Sache des Volkes gezeigt.

Die Klingel des Präsidenten, welche laut durch den Saal ertönte, kündigte den Wiederbeginn der Sitzung an.

Ein Redner hatte die Tribüne betreten, der sich der größten Popularität erfreute. Er wartete bis sich das Summen und Dröhnen gelegt, welches in jeder größeren Versammlung herrscht, bevor sie wie das wogende Meer einmal erregt, ihre gewohnte Ruhe wiedergefunden hat. Während dieser Zeit schweifte der kühne Blick des Jünglings über die Versammlung hin. Er war kaum neunzehn Jahr, und dennoch übte er eine große Herrschaft über Männer aus.

Schon auf dem Gymnasium hatte er sich entschieden für die republikanische Staatsform ausgesprochen. Dieser Aufsatz, welcher in die Hände der Behörden kam, war der Grund seiner damaligen Ausweisung. Sein Vater, jetzt ein bekannter frankfurter Deputirte, welcher auf der äußersten Linken sitzt, wurde vor dem März seiner Gesinnungen wegen, schwer verfolgt und hatte in der Hausvogtei eine lange Untersuchungshaft zu erdulden. Der Sohn konnte diese Sünden der Regierung nicht vergessen und frühzeitig erwachte in seinem Herzen ein wilder Haß gegen Despotie und Tyrannei. Die Revolution fand ihn in Berlin als Student. Er stürzte sich mit voller Leidenschaft in ihren Arm; er umschlang sie mit wilder Gluth, wie

sein Mädchen, wie ein heißgeliebtes Weib. Mit blindem Fanatismus gab er sich der neuen Bewegung hin und riß durch seine Kühnheit, seine Leidenschaftlichkeit die Gemüther fort. Er hatte sich für die sociale Republik erklärt und übte darum auf die arbeitenden Klassen, welche auf seine Worte schwuren, einen bedeutenden Einfluß aus. Ein Blatt, welches er unter dem Titel „der Volksfreund" herausgab, vertrat diese Richtung und predigte in aufregender, blutiger Sprache das neue Evangelium.

Noch bevor er gesprochen, brach bei seinem bloßen Erscheinen die Menge in lautem Beifallsjubel aus. Der Redner verneigte sich kaum merklich. Er war an solche Huldigungen bereits gewohnt. Er sprach in schneidenden Worten seine Meinung über die vorstehenden Wahlen aus. Er zürnte, daß nicht das Volk auf direkten Urwahlen bestanden hat. Er wies die Macht des Geldes, die Möglichkeit der Bestechung nach. Er wüthete gegen die Bourgeoisie, gegen das feige, träge Bürgervolk, welches die Revolution nicht gemacht und dennoch ihre Früchte erndten wolle. Er höhnte die constitutionelle Monarchie mit ihrem Zwitterwesen und schloß mit einem donnernden Hoch auf die freie Republik.

Kein Redner vor ihm hatte die feindliche Stellung des vierten Standes zu dem dritten so scharf hervor-

gehoben, keiner die Frage, ob Monarchie, ob Republik mit solchen rücksichtslosem, knabenhaftem Uebermuth entschieden. Obgleich Dörner in den Prinzipien mit dem jungen Demagogen einverstanden war, so konnte er doch unmöglich an den blutgetränkten Phrasen Wohlgefallen finden, welche den Schreckensmännern der französischen Revolution abgeborgt waren. Ihn widerte diese leichte Nachäfferei einer Zeitperiode an, die ihm keine Aehnlichkeit mit der Gegenwart zu haben schien. Die socialen Ideen, welche in Dörner lebten, waren in ihm ein Kultus geworden, eine Religion, die nicht Haß, sondern Liebe auszusäen kam. Ihm ekelte vor diesem Fanatismus mit Eitelkeit gepaart.

„Er redet sich noch um den Kopf," bemerkte der Agitator zu Eichler gewandt.

„Laß ihn, so werden wir ihn los. Es ist doch Nichts mit ihm anzufangen."

Ein Kommis, mit schwarzem Schnurrbärtchen, der den Ladentisch mit der Tribüne vertauscht und geschickt und eitel genug war, die Brocken Anderer zu sammeln und als seine Ideen aufzutischen, suchte vergebens, sich Gehör zu verschaffen.

„Ich bitte ums Wort," schrie er mit lauter Stimme und kläglicher Geberde. Die Versammlung lachte, pochte, scharrte. Der Präsident stellte durch heftiges Klingeln auf einen Moment die Ruhe wieder her.

„Meine Herrn," begann der neue Redner, entzückt, geduldige Hörer gefunden zu haben.

„Meine Herren, die Wahlen sind die goldenen Ringe."

„Herunter!" schrie eine Stimme, „herunter!" tobte die Menge nach.

„Meine Herren lassen Sie mich doch sprechen," flehte der Redner, indem er sein schwarzes Spitzbärtchen mit der Hand verlegen strich. Der Sturm schien sich beruhigen zu wollen.

„Meine Herrn, die Wahlen sind die goldenen Ringe, welche die Wähler mit den Deputirten traun."

„Unsinn!" rief ein handfester Arbeiter. „Unsinn!" tönte es von allen Seiten des Saales wieder und aufs Neue begann das Pochen und das Schrein.

Der kleine eitle Kommis wurde heftig und donnerte von der Tribüne voll Zorn herab: „Meine Herren, Sie müssen mich hören. Sie müssen, sonst verstehen Sie von der Freiheit Nichts. Ich verlange das Wort, ich bitte um Gehör."

Diese heftige Apostrophe an das souveraine Volk hatte nicht den gewünschten Erfolg. Unter Lachen, Trommeln und Scharren mußte der geehrte Redner seinen Platz verlassen. Zwar war er fest entschlossen, die unvernünftige Menge durch Schweigen und Verachtung zu bestrafen, jedoch außer Stand, seinen guten

Vorsatz auszuführen. Der böse Dämon der Eitelkeit führte den Handlungsdiener immer von Neuem in Versuchung und auf die Tribüne, wo sein Loos stets dasselbe blieb, ausgezischt zu werden. Später begab er sich auf Reisen und erlangte in fremden Städten, wo er mit den abgelegten Phrasen des Berliner Klub aufgetreten war, einen Beifall, den ihm die eigne Vaterstadt versagte. Er hielt sich für ein großes, aber verkanntes parlamentarisches Genie.

Nach diesem Intermezzo bestieg, da die übrigen Redner freiwillig auf das Wort verzichteten, der große Agitator die Tribüne. Er berührte in bekannter Weise die Fragen des Tages und stellte der Versammlung Dörner als verwundeten und wieder genesenen Barrikadenkämpfer vor. Dörners Erscheinen wurde von einem donnernden Applaus begrüßt. Er dankte erschüttert und sprach mit bewegter Stimme seine Gefühle und Gedanken aus. Seine Rede war von Begeisterung durchglüht und trug den Stempel einer inneren, unwiderstehlichen Wahrheit an sich. Der höchste Beifall ward ihm wohlverdient zu Theil. Lucie gab von der Tribüne selbst das Zeichen und alle Damen stimmten mit ihr ein. Verwirrt und beschämt, berauscht von den neuen Eindrücken, welche auf ihn von allen Seiten einstürmten, verließ Dörner mit dem Agitator den Saal, nachdem der Tagespräsident die

Sitzung für heute geschlossen erklärte. Ein Kreis neuer und alter Freunde umringten ihn. Er gehörte von nun an der Partei. Ihre Freuden und Leiden sollte er im reichsten Maaße kosten.

Ein alter Freund.

Vor dem Wachtlokale unter den Linden trippelte ein kleiner, kurzer Mann, der unter der schweren Muskete keuchte. In dem Knopfloch seines eleganten Jagdfracks hing ein schwarz-roth-goldenes Band, eine große Kokarde von denselben Farben zierte seinen Hut.

Ein fliegendes Corps „Rehberger" zog an ihm vorüber. Es waren Erdarbeiter mit Schaufeln, Harken und Aexten bewaffnet, welche eine Lohnerhöhung von Seiten des Magistrats verlangten. An ihrer Spitze zog der schwarze Friedel. Er hatte seinen Strohhut pfantastisch mit jungem Eichenlaub geschmückt. In seinen Fäusten hielt er eine hohe Stange, von welcher ein rother Fetzen als Fahne flatterte.

„Es lebe die Freiheit," schrie der frühere Korrigende und jetzige Volksführer laut.

„Es lebe die Freiheit," jauchzte der Trupp, der aus einigen Hunderten bestand, meist wilde,

gebräunte Gestalten mit struppigen Bärten und entschlossenen Mienen.

Der kleine dicke Mann kannte seine militairische Pflicht zu wenig, um beim Herannahen dieses Menschensknäul's die Wache ins Gewehr zu rufen. Zum Glücke stand eine alte Kuchenfrau in seiner Nähe, welche ihm zurief:

„So schreien Sie doch raus!"

Der verlegene Bürgerwehrmann folgte dem freundlichen Rath der kriegsgewohnten Dame und erhob seine Stimme, welche in den höheren Tönen fistulirend, überzuschnappen drohte.

Die Mannschaft, die eben beim Frühstück saß, stürzte heraus und präsentirte das Gewehr. Die Arbeiter salutirten mit ihren Werkzeugen unter Spott und Hohn auf die Bürgerwehr.

„Gewehr ab!" kommandirte der Hauptmann, ein stattlicher Bierwirth aus der Königsstraße und schnell kehrte die Besatzung zu ihrem unterbrochenen Opferfeste wieder und hieb tapfer in Schinken, Käse und andere nützliche und angenehme Victualien ein, wobei natürlich ein gutes Getränk nicht vergessen ward.

Der kleine Mann warf einen trüben, melancholischen Blick ihnen durch das Fenster nach, dann trippelte er wieder auf den Granitplatten auf und ab. Die Zeit schien ihm lang zu werden, augenscheinlich

sehnte er sich die Ablösung herbei. Bald betrachtete er die gegenüberstehende Bildsäule des alten Feldmarschalls, der in seinen Händen eine schwarz-roth-goldene Fahne hielt, bald das Palais des Prinzen von Preußen, welches noch immer Nationaleigenthum hieß, obgleich die Inschrift fast unleserlich geworden war. Jetzt seufzte der Wachtposten still für sich: „Gott wie ändern sich die Zeiten.“

Ein Mann ging unter den Linden, den er kannte. Es war sein Freund, der Legationssekretair.

„Wenn er mich nur nicht gesehen hätte,“ seufzte Herr Adolphus Hirsch, der hier Wache stand. „Ich schenke zehn Louisd'or darum.“

Der Legationssekretair rückte immer näher heran, er nahm augenscheinlich seinen Weg nach dem Wachtlokal.

„Es ist kein Zweifel, er hat mich erkannt. Gott! er kommt grade auf mich zu. Ich weiß wirklich nicht, wie ich mich bei der Affaire verhalten soll. Er ist mir immer vorgekommen, wie ein eingefleischter Aristokrat. Wenn ich mit ihm verkehre, komme ich noch um mein ganzes demokratisches Renommee. Das Beste wird sein, wenn ich ihm gar nicht antworte. Eine Schildwach darf auf ihrem Posten doch nicht sprechen.“

Der Legationssekretair war indeß herangetreten und begrüßte den Banquier, der sichtlich zusammenschrak, als hätte eine Schlange ihn berührt.

„Ich habe Sie zu Hause auf ihrem Comptoir gesucht. Ich wußte nicht, daß Sie auf Posten sind. Man hat mich hierher gewiesen, da ich dringend mit Ihnen zu sprechen habe."

Herr Hirsch fühlte eine große Beklemmung bei dieser Anrede des Legationssekretairs. Er schnappte, wie ein Fisch im Trockenen, nach Luft und machte mit seiner Hand eine abwehrende Bewegung.

„Ich glaube gar, Sie kreuzigen sich vor mir," lachte der Legationssekretair.

Der Banquier legte den Zeigefinger zum Zeichen des Stillschweigens auf seine wulstige Lippen und flüsterte ganz leise: „sch! sch!"

„Dürfen Sie denn nicht reden? Ich hätte nie geglaubt, daß die Bürgerwehr so strenge Mannszucht hält."

In demselben Augenblicke öffnete sich ein Fenster des Wachtlokals, ein bärtiger Kopf wurde sichtbar. Der Bürgerwehrhauptmann lehnte sich heraus und blies den Dampf seiner Cigarre in die blaue Frühlingsluft. Herr Adolphus Hirsch glaubte vergehn zu müssen. Der Hauptmann war als entschiedener Demokrat bekannt.

„Aber lieber Freund, was fehlt Ihnen? Sie werden ja plötzlich bald blaß, bald roth. Der Schweiß steht auf ihrer Stirn. Sind Sie etwa unwohl geworden?"

fragte der Legationssekretair, dem die Verlegenheit des Banquiers nicht entgangen war.

„Gott! wie können Sie fragen, Herr Ba—?" Die letzte Sylbe erstarb gänzlich auf den Lippen des Herrn Hirsch, der den Rang seines alten Freundes in diesem Augenblick um keinen Preis der Welt offen ausgesprochen hätte.

Das Fenster wurde geschlossen, der Kopf des demokratischen Hauptmanns war verschwunden. Der kleine Banquier athmete wieder auf.

„Sie sind ein sonderbarer Kauz geworden, lieber Hirsch," sagte der Legationssekretair. „Seit wir uns zum letzten Male gesehn, ist eine bedeutende Veränderung mit Ihnen vorgegangen."

„Ja, die Zeiten haben sich geändert und wie der Lateiner sagt: wir dazu. Gott, wer hätte geahnt heut vor einem Jahre, daß ich dastehen werde mit der Flinte in der Hand, um die Errungenschaften zu schützen."

„Aber wer zwingt Sie denn dazu?"

„Wer mich zwingt? Meine Liebe für die Freiheit. Ich habe immer eine Inklination für die Freiheit gehabt. Ich bin immer liberal gewesen. Sie können mir's bezeugen, Herr Baron."

„Wie ich glaube, würde mein Zeugniß Ihnen heute wenig nützen. Das souveräne Volk würde

meine Bürgschaft für Ihre Gesinnung anzunehmen sich weigern."

Der Banquier seufzte melancholisch, der Legations-Sekretair lächelte spöttisch und frug:

„Was macht Edwina, theurer Freund?"

„Gott soll mich bewahren. Die besuche ich nicht mehr. Denken Sie nur, sie trägt eine schwarz-weiße Cravatte, wenn sie ausgeht, und man hat nur Aegerniß und Verdruß von ihr."

„Aber Frau von Blanken?"

„Sprechen Sie mir nicht von meinen vormärzlichen Verirrungen. Ich habe alle frivolen Verhältnisse aufgegeben und lebe einzig und allein für die Politik. Ich bin Mitglied vom demokratischen Klub, ich habe mir den Louis Blanc und den Lamartine angeschafft, einmal deutsch und einmal französisch. Ich habe bereits gesprochen in einer Versammlung für die Wahlen und habe geredet mit großem Beifall. Unter uns gesagt, wie Sie mich hier sehen, habe ich große Aussicht, gewählt zu werden als Deputirter."

„Ich werde mich freuen, Sie in der nächsten Kammer zu sehen und zu hören."

„Sie sollen mich sehen, Sie sollen mich hören," rief der Banquier von stolzen Hoffnungen beseelt. „Ich werde mich ganz auf die Finanzen werfen. Mein Freund Schaßler, der große Redner unter den Zelten,

hat mir oft gesagt, daß ich in dieser Branche ausgezeichnet bin. Das ist mein Fach. Ich spüre, hier werde ich was leisten. Ich sage Ihnen, Adolphus Hirsch ist eine Firma, so gut wie David Hansemann, der früher Wollkaufmann gewesen ist und jetzt ein Finanzminister, der sich gewaschen hat."

„Ich erlaube mir, Ihnen im voraus zu gratuliren. Jedoch darum handelt es sich im gegenwärtigen Augenblicke am wenigsten. Was mich hierher führt, ist lediglich Geschäftssache."

Der Banquier horchte mit gespannter Aufmerksamkeit auf. „Wie meinen Sie das, Herr Baron? Wir haben uns doch, wie Sie wissen, nach den Ereignissen vom März auseinander gesetzt und ich habe noch von Ihnen zu fordern **200** Louisdore. Ich will Sie nicht drücken, Herr Legationssecretair. Bezahlen Sie mir, wenn Sie können, aber ich habe gern eine gewisse Pünktlichkeit. Im Uebrigen geniren Sie sich nicht, Sie wissen, ich bin immer generös gewesen und beachte solche Kleinigkeiten nicht."

„Sie sind der vortrefflichste aller Banquiers," bekräftigte der Legationssekretair. „Auch weiß ich, daß ich noch in Ihrem Schuldbuch stehe, nichts desto weniger muß ich mich von Neuem an Sie wenden."

„Gott, Herr Baron, Sie wissen meine Lage; das baare Geld ist knapp. Wer kann, zieht seine Capi-

talien zurück. Sie können mir glauben, es hält heute schwer, einen baaren Groschen aufzutreiben. Die besten Häuser haben fallirt. Sie wissen nicht, was mich die Freiheit schon für Opfer kostet, aber ich geb' es gern. Ich bin demokratisch und sehe einen Thaler nicht an, wenn es das allgemeine Beste gilt."

„Sollten Sie einen alten Freund verlassen wollen? Ich stehe jetzt meinem Ziele näher als sonst. Die Gräfin Wanda scheint meinen Bewerbungen seit einiger Zeit Gehör zu schenken. Sie kennen die Verhältnisse genau, auch verlange ich kein Darlehn als alter Freund, behandeln Sie mich wie jeden Fremden. Betrachten Sie die ganze Sache nur als ein Geschäft."

„Gott! Wie Sie mir vorkommen, Herr Baron. Sie wissen, ich bin gern gefällig, aber, wenn Sie mein Bruder wären, könnte ich nicht anders handeln. Selbst gegen Sicherheiten kann ich heut nicht borgen. Sagen Sie selbst, wer ist heute noch sicher. Louis Philipp war gewiß ein gutes, ein solides Haus, Metternich fein, ausgezeichnet fein! Sie haben fallirt! Sie haben Bankrot gemacht und wie? grob sage ich Ihnen. Ich spekulire jetzt nur **à la baisse**. Kein Fürst und kein Graf hat heute mehr Kredit."

„Glauben Sie, die Verhältnisse werden mit der Zeit eine andere Wendung nehmen, wir werden wieder an der Spitze stehen."

„Möglich, möglich auch nicht. Vor der Hand stehen Sie 30⅓ und die Demokratie 120½. Ich sage Ihnen, wir können gar nicht wissen, ob wir nicht heute über ein Jahr Republikaner sind."

„Sie würden also zur Noth sich auch für die Republik erklären?"

„Offen gesagt, Herr Legationssecretair, warum nicht? Wenn die Geschäfte dabei gehn und der Handel keinen Schaden leidet, sind wir für die Republik. Ist Nordamerika etwa unglücklich? Ich sag' Ihnen, die Newyorker Kaufleute sind die respectabelsten Menschen in der Welt, und ein Wechsel auf ein nordamerikanisches Haus ausgestellt ist so gut wie baares Geld. Was will ich mehr von einer Republik?"

„Liebster Hirsch, wir wollen uns nicht in einen Disput um Staatsformen einlassen, sondern es handelt sich einzig und allein darum, ob Sie mir aus einer dringenden Verlegenheit helfen wollen."

„Ich kann nicht, Herr Baron, ich kann wirklich nicht."

„Ich bin bereit, jede Sicherheit zu geben."

„Ich kann nicht, Herr Baron, ich kann nicht."

Der Legationssekretär empfahl sich kurz in einer Anwandlung von Stolz und Verachtung. Herr Adolphus Hirsch sah seine Entfernung gern. Die früheren aristokratischen Gesellschaften fingen ihn an zu geniren.

Die **haute volèe** hatte wörtlich ihren Credit bei ihm verloren. Es war gefährlich, mit einem Baron umzugehen. Man kam in Verdacht, wenn man mit den früheren Größen des gestürzten Systems länger verkehrte. Die öffentliche Meinung übte einen entschiedenen Einfluß auf den Banquier aus, der seit den Märztagen eine demokratische Richtung angenommen hatte und an seinem Tische die hervorragendsten Erscheinungen der Demokratie bewirthete, und sich jetzt mit derselben Zähigkeit an einen Eichler, Schaßler und Held hing, wie früher an den Lieutenant Brillwitz, von Luckow und den russischen Grafen.

Der Legationssecretair war verstimmt über die abschlägige Antwort seines alten Freundes, noch mehr über die Geringschätzung, welche in den Worten des Banquiers ohne Zweifel lag. Welche Veränderung war seit kurzer Zeit eingetreten? Die Aristokratie hatte ihren Glanz und ihren ganzen Nimbus verloren. Die Welt kehrte dem Götzen, dem sie noch gestern geopfert und Weihrauch gestreut, da er heute gestürzt war, den Rücken und wandte sich den neuen Göttern des Tages zu. Ein bitteres Gefühl bemächtigte sich darum des Legationssecretairs, nicht allein wegen der Verlegenheit, welche die Weigerung des Banquiers ihm bereitete, sondern wegen der Erniedrigung, die er dabei erfahren. Erst in diesem Augenblicke berührte ihn die ein-

getretene Revolution auf das Unangenehmste. Er hatte bisher geschwankt, wie weit er sich derselben zu fügen und anzuschließen habe. Sein klarer Verstand, sein heller Blick hatte ihn schon lange auf die Nothwendigkeit von Reformen aufmerksam gemacht, auf einen neuen Geist, der die stockende Staatsmaschine in Bewegung setzen müsse. Die Revolution eröffnete strebenden und begabten Talenten, wie er selber war, jedenfalls glänzendere Aussichten, als der alte hergebrachte Gang der verrosteten Beamtenhierarchie. Aus diesem Grunde schien er Anfangs geneigt, sich der neuen Ordnung der Dinge anzuschließen.

Sein Ehrgeiz fand mehr Nahrung und Hoffnung in einer constitutionellen Monarchie als unter dem alten Absolutismus. Die Stellung eines Thiers, eines Guizot schwebte ihm deutlich vor. Nicht Rang noch Alter, sondern die Befähigung gaben hier den Ausschlag. Der Kampf um die Gewalt mit ebenbürtigen Gegnern geführt, hatte etwas Verführerisches für ihn. Aus diesen Gründen spielte er die erste Zeit nach den Märztagen, wie so viele Beamte, den Anhänger der neuen Staatsform und bildete, wenn auch nicht entschieden brechend, eine schwache Opposition gegen die starre Aristokratie und die eingefleischte Bureaukratie, welche gleich von Anfang an sich feindlich dem neuen Systeme gegenüber erwiesen. Erst die fortschrei-

tende Bewegung der Demokratie, welche mit Starrheit ihre Prinzipien verfolgte und rücksichtslos in ihren Konsequenzen seine politische und bürgerliche Stellung bedrohte, hatten einen Umschlag in seinen Ansichten hervorgebracht. Es galt das eigene Interesse zu vertheidigen. Von nun an schwankte der Legations-sekretair keinen Augenblick und er kehrte zu der Fahne wieder, welche er im Begriffe stand zu verlassen. Er wurde ein thätiges und durch sein Talent bedeutendes Werkzeug der beginnenden Reaction. Er war geschickt genug, seine Gedanken und Thaten in zeitgemäße Formen zu verhüllen. Sein Vorbild war jener preußische General, der diplomatische Gewandheit mit jesuitischer Feinheit zu verbinden weiß und mit sophistischer Dialektik Geist und Herz umspinnt. Von der Freiheit borgt er die Larve, hinter welcher der alte Absolutismus sich verbirgt, von der Wahrheit das Gewand, in welches die Lüge schlüpft. Es ist die alte machiavelistische Politik unserer Zeit und unseren Verhältnissen angepaßt. Doch dieses Spiel mit todten Formen ist für Volk wie Königthum von gleicher Gefahr. Die Wahrheit wird endlich den Sieg davon tragen, und der neue Jesuitismus wie der alte zu Grunde gehn.

Ein Liebender.

Mit dieser Gesinnung mußte der Legationssekretair in der Familie des Grafen Selz doppelt willkommen sein. Der Graf in seiner starren aristokratischen Richtung hatte Anfangs mit Mißtrauen Karls Aeußerungen über die Revolution angehört, allmälig aber, als der Legationssekretair mit seinen wahren Ansichten hervortrat und die Mittel auseinandersetzte, welche angewendet werden müßten, um dem Königthume und dem Adel den verlorenen Einfluß wieder zu verschaffen, steigerte sich die Achtung des Grafen mit jedem Tage. Der alten Gräfin gegenüber wußte der Legationssekretair eine religiöse Gefühlsrichtung zu heucheln, welche die gute Dame ganz zu seinen Gunsten eingenommen hatte.

Die Abwesenheit des Sohnes, welcher in Schleswig-Holstein unter den Garden gegen die Dänen focht, trug nicht wenig dazu bei, daß sie einen Theil ihrer überschwänglichen mütterlichen Liebe auf den Legationssekretair übertrug. Als täglicher Gast in dem Hause des Grafen hatte Karl die Gelegenheit, sich der Gräfin Wanda immer mehr zu nähern. Ihr gegenüber spielte er sein feinstes Spiel. Das undurchdringliche Gewebe seiner List und Menschenkenntniß mußte sie umstricken, und es gehörte mehr dazu, als der Blick

eines unschuldsvollen liebenden Mädchens, um die Schlingen zu vermeiden, welche er ihr geschickt gelegt.

Mit ihr sprach er von dem Volke, das er dem Grafen gegenüber, als Kanaille behandelte, in den edelsten Ausdrücken. Mit Wanda schwärmte er von Menschenwürde und Menschenglück. Er wußte die Vorurtheile ihres Standes, welche, wenn auch locker in ihr hafteten, zu beschönigen.

„Der Adel hat den Beruf in dieser neuen Bewegung, seine frühere Stellung wieder einzunehmen, die er zum Theil durch eigene Schuld verloren. Er muß der Mittler zwischen Volk und Krone werden. Statt unthätig auf seinen Gütern zu verkümmern, in den Residenzen durch Luxus sich zu ruiniren, oder in der Bureaukratie machtlos unterzugehn, muß er von jetzt einer freieren höhern Auffassung seiner Standesverhältnisse Raum geben. Er sollte, wie in England, an der Spitze der politischen Bewegung stehn."

„Sie sprechen Gedanken aus, die ich lange schon im Innern gehegt," sagte Wanda, welche voll Theilnahme auf den Legationssekretair gehört. „Die Trägheit des Adels, mit welcher er die Fortschritte des Bürgerthums betrachtete, ohne eine Anstrengung zu machen, diesem es zuvor zu thun, bleibt mir unbegreiflich."

„Sie haben Recht, auf allen Gebieten hat der Bürger uns den Vorsprung abgewonnen. Das Reich der Wissenschaft ist von ihnen vorzugsweise erobert und behauptet worden. Selbst die höchsten Staatsämter werden von Bürgerlichen verwaltet. Die Industrie liegt ganz in den Händen des dritten Standes, welcher das Capital fast allein repräsentirt. Höchstens bleibt das Heer noch übrig, dessen Offizierkorps sich aus dem Adel zum größten Theil gebildet hat."

„Und wie wollen Sie uns denn unseren verlorenen Einfluß wieder schaffen?" fragte die alte Gräfin, welche dem Gespräche ihre höchste Aufmerksamkeit schenkte.

„Durch unsere Verbindung mit dem vierten Stand," entgegnete der Legationssekretair. „Königthum und Adel müssen sich dem Volke eng vereinen. Das Bürgerthum hat sich im eigenen Schooße einen Feind geboren, das Proletariat. Durch zunehmende Konkurrenz und Gewinnsucht liefert es uns täglich Bundesgenossen, mit welchen die Regierung und wir eine Alliance schließen müssen. Wie im Mittelalter die Krone den Adel durch ihre Verbindung mit dem dritten Stand gebrochen und bekämpft, so müßte sie jetzt die Uebergriffe der Bürger durch die neue Kraft des Proletariats beschränken. Die Hauptaufgabe der Regierungen im gegenwärtigen Augenblicke würde die Befriedigung des vierten Standes sein. Seine

Beschwerden zu hören, ist sowohl die Pflicht der Menschlichkeit, als eine Maßregel höherer politischer Weisheit.“

Aehnliche Gespräche, welche der Legationssekretair mit Wanda geführt, hatten nach und nach in der Gräfin eine immer günstigere Meinung für Karl erweckt. Sie war zu unerfahren, um dieses wunderbare Gewebe von Lüge und Wahrheit zu durchschauen. Sie achtete seine Kenntnisse und glaubte, daß sein Herz, wie das ihrige für das Wohl der Menschheit schlage. Seine Besuche wiederholten sich, seine Unterhaltung nahm immer mehr einen innigeren Charakter an; er ließ Wanda eine Leidenschaft ahnen, welche sie zwar bis jetzt nicht theilte, die aber stets einem Weibe schmeicheln muß, wenn sie glaubt, daß sie in dem Herzen eines würdigen Mannes keimt.

Selbst die Geldverlegenheit, in welcher der Legationssekretair seit seinem letzten Begegnen mit dem Banquier lebte, drängte ihn zu einem Abschluß seines Romans hin.

Von diesen Gedanken bewegt, trat er eines Tages bei der Gräfin ein. Wanda war allein. Die alte Comtesse hatte sich auf eine Stunde in ihr Cabinet zurückgezogen, weil sie an Migraine litt. Leise war der Legationssekretair eingetreten, Wanda hatte sein Kommen kaum bemerkt. Sie lag auf der Causeuse

von rothem Sammt. In ihren Händen hielt sie einen Brief, den Arthur aus Schleswig-Holstein geschrieben. Er hatte einen Gruß an Karl mit beigefügt. Ehe der Legationssekretair eingetreten war, hatte Wanda sich bereits mit ihm beschäftigt. Arthur hatte in scherzhafter Wendung der holden Schwester Mitleid mit dem schmachtenden Seladon, mit dem verliebten Diplomaten anempfohlen, der, wie er vernommen, jetzt häufiger als je das älterliche Haus besucht und nicht ohne Gefahr in das Auge der schönen Schwester geblickt. Wanda lächelte, als sie die Stelle las.

„Liebt er mich denn?" frug sie sich im Geheimen, „und wenn es wäre, liebst du ihn wieder?" Wunderbare Gedanken und Gefühle bewegten ihren reinen Sinn. „Was ist Liebe?" dachte sie. Sie sammelte ihre Erfahrungen, Alles was sie gehört und gelesen und sann über das Geheimniß nach, das ihr unergründlich schien. Die Bestimmung des Weibes, das Leben der Ehe, flogen wie Schemen an ihrem Geist vorbei. Sie suchte Klarheit und Zweifel stiegen in ihr auf. Allmälig verfiel sie in süße Träumereien. Sie malte sich ein unaussprechliches Glück, ein körper- und schrankenloses Begegnen zweier Seligen. Sie schwebte hoch in der Luft, getragen von einem starken Arm, kein Wort, kein Laut unterbrach die feierliche Stille und dennoch floß wie ein elektrischer Strom

Gedanke in Gedanke der einen Seele in die andere über. Eine Stimme jauchzte neben ihr; das ist die Liebe, und sie flüsterte leise nach, das ist die Liebe.

Als Wanda aus ihren Träumen aufwachte und ihre schönen Augen aufschlug, stand der Legationssekretair neben ihr, versenkt in den Anblick ihrer Reize. Sie erröthete verwirrt, er entschuldigte sein heimliches Nahen. In der Seele der Gräfin zitterte noch ein leiser Nachhall ihrer Gefühlswelt nach. In solchen Augenblicken ist ein Weib dem Manne gegenüber schwach. Die höhere Seelenthätigkeit schlummert in der Frau und sie unterliegt einem magnetischen Einfluß, den die mächtige Natur des Mannes unbewußt auf sie übt.

Es schien Wanda, als ob die Luft in dem Salon schwüler als je auf sie drückte, als lege sich eine Last zentnerschwer auf ihre Brust. Sie fühlte sich auf der Kauseuse festgehalten. Eine magische Gewalt hatte ihre Glieder in Banden geschlagen. Nur als der Legationssekretair mit ihr sprach, flog ein leises Beben über ihren Körper hin. Sie hörte kaum, wovon er redete und doch fühlte sie eine tiefe Bewegung, obgleich nur ein unverständliches Wortgetön zu ihren Ohren drang. Er hatte ihre Hand ergriffen, sie ließ es ungehindert geschehn. Ehe sie eine Ahnung hatte, spürte sie seinen betäubenden Hauch und Kuß.

„So bist Du mein, so liebst Du mich?“ frug seine Stimme mit allem Zauber, der ihr eigen war.

Sie vermochte nicht zu antworten. Ihr jungfräulicher Stolz sträubte sich gegen ein Geständniß. Sie fühlte einen tiefen Schmerz da, wo ihr Herz schlug und hätte laut aufschrein mögen vor innerem Wehe, aber die Sprache war ihr versagt.

Er war zu ihren Füßen hingesunken und bedeckte ihre Hand mit feurigen Küssen, welche wie Funken brennend loderten. Sie hatte sich zu ihm herab gebeugt und ihr Arm ruhte auf den weichen schwarzen Locken seines Hauptes.

„Sprechen Sie, Komtesse, lassen Sie mich nicht verzweifeln,“ flüsterte er mit gedämpftem Ton, „darf ich Verzeihung für meine Kühnheit hoffen.“

Sie antwortete noch immer nicht, nur eine Thräne fiel heiß auf seine Hand, welche die ihrige umschlossen hielt.

„Darf ich hoffen,“ flehte er mit bebender Stimme. Die Reihe zu zittern war an ihm.

Dieses Stillschweigen, konnte es nicht eine stumme Weigerung ihm gegenüber sein? War diese Thräne vielleicht der Ausdruck einer empfindlichen, tief gekränkten Weiblichkeit? Er hatte Alles eingesetzt, den letzten Wurf gethan und wenn auch der mißglückte? — Es war ein furchtbarer Augenblick für ihn. Von dieser

Entscheidung hing sein Schicksal ab. Ein Schauer erfaßte seine Seele, sein Gesicht wurde bleich, sein flammendes Auge hing an Wanda's Blick in scheuer Furcht, wie der Verbrecher, der seinen Spruch in den Mienen des Richters zu lesen sucht. Angst und Verzweiflung wechselten in seinem Angesicht, über seine Stirn jagten finstere Schatten, seine Lippen waren krampfhaft geschlossen.

Wanda's Augen entging trotz ihrer eigenen Betäubung die tiefe Bewegung nicht, die sich in Karls Antlitz wiederspiegelte. Sie glaubte an ein Uebermaß von Liebe, welches aus dieser Verzweiflung zu sprechen schien. Sie sah den stolzen, sieggewohnten Mann schwach zu ihren Füßen und fühlte ein inniges Mitleid und Erbarmen mit sich und ihm. Was seiner Ueberredungskunst nicht gelungen, vollendete die unglückselige Täuschung, der sie sich hingab. Sie fühlte sich geliebt mit einer Glut, mit einer Innigkeit, welche sie vergelten mußte. Ihr stolzes, jungfräuliches Herz war geschmolzen, als sie den Mann, vor dem sie verwirrt noch vor Kurzem stand, selbst zitternd und vernichtet in ihrer Nähe sah. Nicht die Stärke, seine Schwäche hatte sie besiegt. Es giebt keinen Augenblick, in welchem ein Mann dem Weibe gefährlicher wird, als wenn er die Attribute seiner Macht zu ihren Füßen legt, wenn er seine Erschütterung ihr zeigt, wenn er

nach heftigem Kampf endlich um Gnade fleht. Der Besiegte zieht als Sieger in das Herz. Das Mitleid ist der Boden, in welchem die Liebe keimt; Wanda zögerte nicht länger. Das Geständniß, das sie bis jetzt scheu zurückgehalten, schwebte von ihren schönen Lippen. Sie glich der aufkeimenden Rosenknospe, welche erröthend ihren Kelch erschließt.

Ein süßer Duft entströmte ihrer Seele. Sie verschwendete, ohne es zu wissen eine Fülle von Liebe, einen reichen Schatz von Innigkeit. Der Legationssekretair selbst konnte dieser zarten Hingebung gegenüber seine Pläne, wenn auch nur für kurze Zeit vergessen und empfand ein Gefühl, welches er für Liebe hielt, obgleich es nur aus sinnlichem Wohlgefallen und geschmeichelter Eitelkeit bestand. Er glaubte selbst an eine Leidenschaft, welche sein selbstsüchtiges Herz nicht empfinden konnte, und weil die Freude über seinen Triumph die kalte Berechnung für einen Augenblick verdrängte, hielt er für Wahrheit, was nur Lüge und Selbsttäuschung war. So lebten Beide in einer furchtbaren Befangenheit und das ewige Bündniß zweier Herzen wurde hier, wie so oft unter dem Einflusse dämonischer Gewalten, wie im wirren Traume geschlossen.

„Und nun zur Mutter," sagte Wanda, indem sie sich sanft aus seinen Armen wand, „wir wollen um ihre Einwilligung, um ihren Segen flehn."

„Der soll nicht fehlen,“ rief die alte Gräfin, welche leise, von den Liebenden nicht bemerkt, eingetreten war. „Ich habe längst Eure Neigung keimen und wachsen gesehn. Wäre sie mir zuwider gewesen, so wäre ich dazwischen getreten, ehe es zu spät war.“

„Beste Mutter,“ rief Wanda und stürzte sich weinend an die Brust der alten, gütigen Frau. Der Legationssekretair küßte ihre Hand. Sie umarmte ihn und zog ihn an ihr Herz.

„Was wird der Vater sagen?“ flüsterte Wanda mit schüchternem Erröthen.

„Er wird nicht zürnen,“ beschwichtigte die Gräfin. „Vielleicht ist er halb und halb auf Deinen Entschluß vorbereitet gewesen. Wenigstens ließ er es nicht an Andeutungen nach dieser Seite fehlen. Ein wackerer Schwiegersohn wird ihm willkommen sein, und wie soll Arthur sich freun, daß sein bester Freund zum nächsten Anverwandten wird. Wäre er hier, dann fehlte Nichts zu unserm Glück. Und nun müssen Sie den Abend hier bleiben, lieber Kronheim.“

„Und manchen andern noch dazu,“ lächelte Wanda entzückend.

„O mein ganzes Leben,“ rief der Legationssekretair.

„Still, still,“ scherzte Wanda, die seit ihrem Geständnisse wieder muthwillig und heiter geworden, „Sie sprechen ja wie ein Verliebter.“

„Und bin ich's nicht?" fragte der Legationssekretair.

Ein leuchtender Blick aus Wanda's Augen lohnte ihm. Die alte Gräfin lächelte. Die Erinnerung an die eigene Vergangenheit und die Freude über die ihr glücklich scheinende Gegenwart strahlte aus ihren milden mütterlichen Augen wieder.

Das Todtenbett.

„Es ist so finster hier," stöhnte die arme Kranke in der Niederwallstraße. Marie zog die Vorhänge zurück und das goldene Sonnenlicht strahlte in das ärmliche Stübchen herein.

„Siehst Du jetzt besser, Mutter," fragte besorgt das Mädchen.

„Mir ist noch immer so dunkel vor den Augen," antwortete die Kranke mit leiser, erlöschender Stimme. Das innere Licht begann ihr bereits zu fehlen. Die Krankheit hatte in kurzer Zeit bedeutende Fortschritte gemacht und das nahe Ende des Lebens stand bevor. Sie war von dem Arzte bereits aufgegeben, der Marie schonend und theilnahmsvoll auf den zu erwartenden traurigen Ausgang vorbereitete.

„Licht, Luft," seufzte die Kranke, welche sich un-

ruhig auf dem Lager hin- und herwälzte, und von innerer Angst getrieben, sich hoch in ihren Kissen aufrichtete. „Ich ersticke!“ Marie hatte die abgezehrte Hand der Mutter ergriffen, welche sie mit ihren Thränen benetzte.

Die Kranke, die vergebens nach Erleichterung rang, wurde von einem heftigen Hustenanfall ergriffen. Konvulsivisch hob und senkte sich die Brust in ungeheurer Anstrengung und kämpfte gegen den Feind, den sie nicht mehr zu bewältigen vermochte. Allmälig legte sich der Sturm, nur ein Röcheln und Rasseln blieb zurück, welches schaurig die tiefe Stille unterbrach. Marie saß traurig und verzweifelnd an der Lagerstätte. Sie wußte, daß die Stunden gezählt waren, welche ihre Mutter noch zu leben hatte, und obgleich die Kranke immer mürrisch, immer unfreundlich gegen Marie, besonders in der letzten Zeit gewesen, so wurde sie von dieser dennoch mit kindlicher Zärtlichkeit geliebt. Das arme Kind fühlte, daß mit ihr der letzte Halt, ihre einzige Stütze zusammenbrach, daß sie Niemandem dann angehörte, und fremd und verlassen in der Welt zurückblieb.

Der Doktor kam, wie immer, um noch einmal nachzusehn. Seine Miene verrieth gänzliche Hoffnungslosigkeit. Er tröstete so gut es anging.

„Haben Sie keinen Menschen, der die Nacht mit Ihnen wachen wird?“ fragte er theilnehmend.

„Ach, Herr Doktor, mit meiner Mutter steht es wohl sehr schlimm?“ weinte das Mädchen.

„Es muß durchaus Jemand bei Ihnen bleiben.“

„Sie wird sterben, sie stirbt,“ schrie Marie verzweiflungsvoll.

Die Kranke, welche diesen Angstschrei der Tochter gehört, schlug die müden Augen auf und starrte sie mit verwilderten Blicken an. Marie eilte an ihr Bett und sank vor ihr auf die Kniee nieder.

„Mein Kind,“ flüsterte die Mutter, welche wieder ihr Bewußtsein erlangt hatte, und ihren abgezehrten Arm der Tochter reichte, „es geht zu Ende mit mir, nicht wahr?“

Der Doktor suchte die Besorgnisse der Kranken zu beschwichtigen. „Machen Sie sich doch keine trüben Vorstellungen, vertrauen Sie auf Gott, gute Frau.“

„O, ich habe vertraut,“ stöhnte die Kranke, „ich habe nach seinem Gebote fromm und rechtschaffen gelebt und was habe ich davon? Bin ich nicht elend? Muß ich nicht sterben und mein Kind in Armuth verlassen, allein in dieser bösen Welt?“

„Sprechen Sie nicht so,“ mahnte der Arzt.

„Warum soll ich nicht reden?“ fragte die Kranke, welche noch einmal, kurz vor dem Tode, ihre frühere Kraft und Heftigkeit wieder zu erlangen schien. „Ich bin immer ein braves und ehrliches Weib gewesen, ich

habe Niemanden einen Heller behalten oder Unrecht gethan, und doch mußte ich ein Leben führen, ärger wie ein Hund. Habe ich eine Freude auf dieser Welt gehabt? Nichts als Kummer und Gram war mein Loos."

Die lange Rede hatte ihre Kraft erschöpft, und die Kranke sank matt in die Kissen nieder. Der Doktor frug Marie, vielleicht darum, weil er selbst Jude war, und um so mehr sich verpflichtet hielt, den Glauben Anderer zu achten, ob Sie nicht die Hülfe und den Zuspruch eines Geistlichen ihrer Konfession für die Mutter fordern wolle.

Das geschärfte Ohr der Kranken hatte diese Frage nicht überhört.

„Ich mag keinen Schwarzrock," rief das Weib. „Kann er mir helfen? Was soll er mir. Er wird auch nicht kommen, weil ich arm bin und ihn nicht bezahlen kann."

„Es giebt barmherzige, würdige Männer," bemerkte der Arzt.

„Lämmelbrüder, wie der Raschmacher daneben," sagte die Kranke mit gereizter Stimme, „welche die letzten Stunden mir noch verbittern würden. Ich mag von ihnen Nichts hören, weder von den Freuden des Himmels, noch von den Höllenstrafen will ich Etwas wissen. Laßt mich ruhig sterben, wenn ich denn erliegen muß."

Es lag etwas Furchtbares in der Resignation der armen Frau. Die Religion hatte mehr keinen Werth für sie. Das Sterbebett der Armen war öde, traurig, ohne Trost, ohne Versöhnung. Die nakte Verzweiflung ballte ihre Hand gegen den Himmel und seine leeren, eitlen Versprechungen. Die Glorie der letzten Stunde war hier abgestreift und vernichtet, Nichts übrig geblieben, als das grinsende Gespenst des Elends.

Der Doktor entfernte sich, nachdem er noch einige Anordnungen getroffen. Marie blieb allein zurück bei der Kranken, welche in ihre frühere Betäubung zurück zu fallen schien und nur von Zeit zu Zeit die glasigen Augen aufschlug, um Marie mit bekümmerten Blicken anzusehn.

Eine furchtbare halbe Stunde war auf diese Weise verstrichen, als die Kranke sich wieder aufrichtete und mit klanglosem Tone frug: „Wo bleibt Rolf, warum kommt er nicht, hat auch er uns verlassen?"

Der Maschinenbauer war gewohnt, jeden Abend nach gethaner Arbeit einzutreffen, und nach wie vor zeigte er sich um die Kranke treu besorgt. Marie entschuldigte darum den treuen Freund. „Er wird noch bei der Arbeit sein."

„Ich muß ihn sprechen," seufzte das Weib, „ehe ich sterbe, will mit ihm reden, ich kann nicht ruhig die Augen schließen, bevor ich nicht sein Versprechen habe."

Marie ahnte, warum die Mutter die Ankunft Rolfs mit Sehnsucht erwartete, darum zitterte sie davor.

Der Zustand des Mädchens war bis jetzt seiner Umgebung ein Geheimniß geblieben. Marie hatte dem Legationssekretair Stillschweigen gelobt, nur die Werner wußte um ihre Lage. Noch immer vertraute sie dem Verführer, der sie längst getäuscht und glaubte seinen Verheißungen. Und selbst, wenn sie zu der entgegengesetzten Ueberzeugung gelangt wäre, wenn sie den ganzen Umfang ihres Unglücks übersehn hätte, durfte und konnte sie der sterbenden Mutter ein Geständniß ablegen, welches die letzten Stunden derselben verbittert und Gram und Schmach auf ihr Haupt geladen hätte? Marie hoffte, duldete und schwieg.

Die Mutter, welche eine Ahnung von einem unerlaubten Verhältnisse Mariens zu haben schien, hatte in der letzten Zeit auffallend die Bewerbungen Rolfs begünstigt und bald mehr, bald wieder dringend die Tochter zu einem Bündniß mit dem Maschinenbauer aufgefordert, durch das sie das Loos der Verlassenen wenigstens gesichert glaubte.

Marie war gegen Rolf nicht unfreundlich gesinnt. Sie mochte den wackern und kräftigen Mann wohl leiden und achtete ihn, wie er es verdiente. Seine schüchternen Bewerbungen wies sie weder mit Ent-

schiedenheit zurück, noch munterte sie ihn zu ferneren Schritten auf. So schwankte der Maschinenbauer zwischen Furcht und Hoffnung. Jeden Tag faßte er den festen Entschluß, von Marien eine Entscheidung zu verlangen und immer fehlte ihm der Muth in ihrer Gegenwart zu sprechen. Es war ihm zum Bedürfnisse geworden, in ihrer Nähe zu leben und sie anzusehn. Abends kam er und setzte sich an ihre Seite. Er sprach wenig und hatte nur Augen für ihr Schalten. Er bewunderte die Geduld und Sanftmuth, welche das Mädchen den Launen der Kranken gegenüber behauptete, er sah ihren Fleiß, mit dem sie den nothdürftigen Unterhalt für sich erwarb. Sie sparte sich den Bissen ab, um der armen Mutter eine Labung zu verschaffen. So war der Maschinenbauer der tägliche Zeuge von Mariens Trefflichkeit. Selbst der Kummer, welcher sich in der letzten Zeit auf ihren bleichen sanften Mienen zeigte, war ein neuer Reiz für ihn. Verrieth nicht ihr kränkelndes Aussehn ihr Mitgefühl für die Leiden der Mutter. Was Wunder, daß mit jedem Tage die Liebe des Maschinenbauers wuchs, daß er kein größeres Glück kannte, als einst diesen Schatz von Trefflichkeit heimzuführen. Die Empfindungen, welche er voll Schüchternheit der Tochter gegenüber verschwieg, mochte er der Mutter nicht verbergen. Er sprach mit Entzücken vor der Kranken

von Marie, er öffnete ihr sein Herz und ließ seinen Wünschen und Hoffnungen ihr gegenüber freien Lauf. Die Kranke, welche bei aller Rauhigkeit ihr einziges Kind wie eine Mutter liebte und das nahe bevorstehende Ende ihres Lebens erwartete, nahm mit Begierde die Bewerbungen des Maschinenbauers auf. Ihr größter Kummer war ja das Loos ihrer Tochter, welche sie ohne Hülfe, ohne Stütze verlassen sollte. Oft schon hatte die Mutter mit Marie über diese Angelegenheit, die ihr die größte Sorge zu machen schien, ein Gespräch anzuknüpfen versucht, doch vergebens. Immer wußte Marie geschickt auszuweichen und weder Zuneigung noch Abneigung verrathend, ließ sie die Mutter völlig im Unklaren über ihr Herz und seine Gefühle. Wies die Kranke auf ihren nahen Tod, dann weinte Marie und die Mutter vermochte nicht länger in das Mädchen zu dringen. Sie hielt die Weigerung und die ausweichenden Antworten der Tochter für Schüchternheit. Seitdem aber die Kranke immer mehr Gewißheit erlangt, daß keine Hoffnung der Genesung für sie mehr vorhanden sei, wiederholte sie ihren Wunsch, daß Marie sich mit dem fleißigen und ehrenwerthen Rolf verbinden möge. Aus diesem Grunde erwartete die Kranke mit heftiger Ungeduld, Marie mit Zittern die Ankunft des Maschinenbauers.

„Ist er noch immer nicht gekommen,“ fragte die

Kranke, nachdem sie einige Augenblicke einen kurzen unruhigen Schlummer genossen hatte.

„Es ist erst sechs Uhr, um sieben wird in der Fabrik Feierabend gemacht."

Die Kranke stöhnte tief und schickte sich an, aufs Neue einzuschlafen, aber der quälende Gedanke ließ ihr keine Ruhe. Nach kurzer Frist öffnete sie die matten Augen wieder und sagte: „Er ist noch immer nicht da."

Ihre Ungeduld wuchs von Minute zu Minute. Unruhig wälzte sie sich auf dem Lager, so daß Marie selbst Rolfs Ankunft herbeiwünschte, obgleich sie mehr als sonst seine Erscheinung fürchtete. Endlich trat der Maschinenbauer ein. Theilnahmsvoll näherte er sich dem Bette der Kranken. Diese streckte ihm die brennende Hand entgegen. Ihr erlöschendes Auge erhielt einen vorübergehenden Glanz. Mit einer kräftigen Anstrengung richtete sie sich in ihrem Lager auf und rief: „Ich danke Ihnen, Rolf, daß Sie gekommen sind, mich noch einmal vor meinem Tode zu sehen. Ich weiß, daß ich heut noch sterben muß.

Der Maschinenbauer suchte die Kranke zu beruhigen, obgleich er die Trostlosigkeit ihres Zustandes wohl eingesehn haben mochte.

„Ich täusche mich nicht," sagte die Sterbende. „Ich habe nur gewartet, bis Sie kamen. Ich

muß mit Ihnen reden, eh' ich aus dem Leben geh. Ihnen vertrau ich mein Kind, mein Theuerstes, was ich auf der Welt verlassen muß, hier an. Sie lieben meine Marie, Sie wollen Sie zum Weibe. Auf meinem Sterbelager will ich Eure Hände zusammenlegen und Euch segnen, bevor ich scheiden muß."

„Sie werden leben und in unsrer Mitte bleiben, liebe Mutter. Der Tod ist nicht so nahe, als Sie denken. Sie scheinen mir heut kräftiger als sonst," tröstete der Maschinenbauer, indem sein Auge voller Thränen stand.

„Wollen Sie meine Marie zur Frau? antworten Sie! Andere Trostgründe sparen Sie sich auf. Hier in meiner Brust sitzt der böse Feind. Er erstickt mich ehe es Tag wird."

„Liebe Mutter, wie können Sie fragen? Sie wissen, ich liebe Marie, aber wird sie einwilligen?"

„Sie wird, sie muß," stöhnte die Frau, „oder mein Fluch soll Sie noch in der letzten Stunde treffen. Komm her, Marie!"

Das Mädchen, welches das Gespräch mit angehört, wankte heran, bleich und gebrochen. Thränen rollten von ihren blassen Wangen nieder. Maschinenmäßig gehorchte Sie. Die Kraft war vernichtet, mit der Sie dem Willen der Mutter bisher widerstrebt. Sie vermochte nicht zu widerstehn, aber in ihrer Seele

keimte ein furchtbarer Entschluß. Schnell wie der Blitz durchzuckte ein Gedanke ihr Inneres. Sie wollte und konnte nicht den edlen Mann betrügen, den die Mutter auf dem Sterbebebette ihr anzutraun gedachte.

„Reiche Deine Hand dem guten Rolf!" befahl die Mutter.

Marie gehorchte schweigend, während sie im Stillen betete, daß die Erde sich aufthun möge und sie mit ihrer Schmach verbergen. Sie beneidete die Sterbende um ihren Tod, den sie als den Erlöser von allem Elend dieses Lebens anbetete. Der Maschinenbauer stand tief ergriffen an dem Bette. Er wagte kaum, Mariens Hand zu berühren.

„Versprechen Sie mir, mein Kind zu lieben und zu schützen?" fragte die Kranke mit zitternder Stimme.

„Ich verspreche es," antwortete der Maschinenbauer aus voller Brust.

„So nehmen Sie das Mädchen hin. Ich vertraue Sie Ihnen an. Sie waren stets ein guter Mensch. Sie werden sie freundlich behandeln, nicht wahr Rolf."

„Wie meinen Augapfel, liebe Mutter. Aber Sie können, Sie dürfen noch nicht sterben. Jetzt erst müssen sie bei Ihren Kindern leben."

„Meine Zeit ist um. Doch nun scheide ich getrost aus dieser Welt. Ich wär' Euch nur zur Last. Was soll ich altes, grämliches und krankes Weib bei Euch.

Ihr werdet zu thun haben, um durchzukommen. Das Leben ist kein Paradies. Ich sterbe gern."

Marie war weinend zu den Füßen der Mutter hingesunken. In ihrem Herzen wühlte Verzweiflung und wilder Schmerz. Sie wollte sprechen, aber die Sprache versagte ihr. Sie konnte nur ein krampfhaftes, unartikulirtes Schluchzen hervorbringen.

Rolf schloß auf Geheiß der Mutter das bebende Mädchen in seinen Arm und drückte den Verlobungskuß auf ihre blassen Lippen. Ein furchtbarer Schrei entrang sich ihrer Brust.

„Sie liebt mich sehr," seufzte die Sterbende. Sie ist immer ein gutes Kind gewesen. Trösten Sie meine Marie, wenn ich nicht mehr bin."

Rolf legte seine Hand betheuernd in die der Sterbenden. „Ich will sie auf Händen tragen mein Lebelang. Sie soll keinen Grund zur Klage haben."

Jedes seiner Worte schnitt Marie wie scharfes Eisen in die Brust. Sie durfte nicht sprechen, sie mußte Alles mit sich geschehen lassen. Eine furchtbare Viertelstunde verging für das arme Kind. Rolf dagegen fühlte eine innige Seligkeit. Eine leise Wehmuth mischte sich darein wegen des Scheidens der Mutter. Er liebte Marie und glaubte sich wieder geliebt. Er war ihr jetzt verlobt durch die Hand der Sterbenden. Sie sollte als sein Weib an seiner Seite leben. Der

kostbarste Schatz, den er wie ein Kind schüchtern bisher angestaunt und nicht zu berühren gewagt, war sein eigen geworden. Sein Glück kam ihm wie ein Traum vor. Er saß mit Marien neben dem Bette der Kranken. Die Stunde war nicht angethan zu süßem Liebesgeschwätz. Das Mädchen hatte weinend seinen Kopf auf die Decke der Kranken gelegt. Rolf ließ sie still gewähren, er ehrte den Schmerz, der ihm zwar übermäßig, aber treu und wahr erschien. Er ahnte nicht den Quell dieser grenzenlosen Verzweiflung im Entferntesten.

Allmälig wurden die Athemzüge der Kranken immer schwerer und seltener, das Röcheln und Rasseln auf der Brust heftiger und stärker. Das Bewußtsein schien gänzlich zu schwinden, aber das brechende Auge der Mutter suchte noch immer voll Theilnahme die Tochter und den ehrlichen Rolf. Noch einmal hob sich die Brust in krampfhafter Anstrengung, dann wurde es still.

„Sie ist tod," rief Marie mit wildem Schmerzensschrei.

Der Maschinenbauer trug das Mädchen, welches in Ohnmacht zusammengesunken war, auf das Lager und wachte einsam und allein bei der Leiche der gestorbenen Mutter.

Die Entdeckung.

Es war ein regnichter grauer Sommermorgen, als die Leiche der armen Frau bestattet wurde. Rolf und Marie in schwarzer Tracht folgten dem Sarge. Einige Nachbarsleute, zumeist Weiber, schlossen sich mit an, ein traurig ärmliches Geleit. Auf dem Kirchhofe wartete der Geistliche und der Küster mit dem Todtengräber an dem offenen Grabe.

Der Pastor beeilte sich, das übliche Gebet zu sprechen, er hatte heute noch ein reiches Paar in der Kirche zu traun. Der Todtengräber warf die feuchte Erde auf den Sarg. Marie rang die Hände, Rolf preßte die Thränen mit Gewalt zurück und suchte das unglückliche Mädchen, welches an seinem Arme hing zu trösten, wie er es vermochte. Er trug Marie mehr als sie ging; am Thore mußte er eine Droschke nehmen. Er setzte sich mit ihr hinein und begleitete sie nach dem verwaisten Stübchen. Zwei alte Nachbarinnen, welche der Todten die letzte Ehre angethan, unterhielten sich über das Verhältniß, in welchem Marie zu dem Maschinenbauer stand.

„Er wird sie wohl heirathen, Frau Rumplern?“

„Der junge Mann thäte mich leid, liebe Böhmen. Haben Sie Nichts gemerkt.“

„Was?“

„Ei, Sie sind blind. Na, ich will Nichts gesagt haben, aber die verstehts. Sie deckt ihre Schande mit seinem guten Namen zu. Sie hat sich mit einem Andern zuvor geschleppt, der Nachbar Raschmacher hat mir's unter dem Siegel der Verschwiegenheit gesteckt."

„Was Sie sagen. Na, so was lebt doch nicht. Man möchte dem jungen Mann doch einen Wink geben, damit er nicht betrogen wird. Er thut mir leid. Er sieht so proper aus."

„Ich mische mich nicht darein, Frau Böhmen. Er ist in sie grausam vernarrt. Er glaubt nicht, wenn man's ihm auch schwarz und weiß giebt."

„I, seh doch einmal. Die Jungfrau betrügt den schönen guten Mann. O, ich hab mirs längst gedacht. Hochmuth kommt vor dem Fall. Sie hat immer so ein vornehmes Gethue gehabt. Na, der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht. Die Todte, Gott hab sie selig, war auch ein eigenes Weib, und that immer so apart, als ob sie etwas bessres, als unsereins gewesen wär."

„Sie bildete sich was auf ihren Stand ein. Ihr Vater war Pastor, wie ich glaub."

„Ich habe gehört, Sie ist mit ihrem Manne nicht einmal getraut gewesen. Zwar soll man von den Todten nur Gutes reden, aber der Apfel fällt nicht weit vom Stamm."

Der Zustand Mariens war kein Geheimniß mehr. Die alten Frauen der Nachbarschaft steckten bereits die Köpfe zusammen und munkelten. Die gute Rumplern hatte sich im Stillen vorgenommen bei der nächsten Gelegenheit Rolf abzuwarten und ihn zu warnen, wie es Christenpflicht ihr schien. Sie stand vor ihrer Hausthür und harrte auf den Maschinenbauer, der Marie begleitete. Nachdem er sie vergebens zu trösten versucht, hatte er von ihr mit dem Versprechen Abschied genommen, sie am Abend wieder zu sehn.

Als der Maschinenbauer vor der Wohnung der Madame Rumpler, die, beiläufig gesagt, Wittwe war und einen Viktualienladen hielt, vorüberging, rief ihn die Frau, welche ihn kannte, zu sich herein.

„Guten Morgen, Herr Rolf, oder vielmehr schlechten Morgen. Sie haben ihre Schwiegermutter begraben, nu Gott habe sie selig. Sie war ein kreuzbraves Weib, ein wenig rauh und von eigner Art, aber sonst eine Kernfrau, von altem Schlage. O, die junge Welt ist jetzt anders, die ist verdorben, daß sich Gott erbarm'!"

„Wie meinen Sie das, Frau Rumplern?" fragte Rolf die stattliche Frau, welche ihre Augen in frommer Zerknirschung verdrehte.

„Wie ich das meine? Ei seht doch, was der Herr Rolf neugierig ist. Sollten Sie auch schon was gehört

haben? Nun die böse Welt spricht allerlei. Was kümmerts mich. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Nun, wie geht es mit Ihrer Braut, der Marie. Der Tod der Mutter hat sie wohl sehr angegriffen."

„Sie ist sehr leidend," sagte der Maschinenbauer im bekümmerten Tone.

„Ja, sie ist sehr leidend und schon lange. Sie sieht so blaß, so kränklich aus. Na, wer weiß, was das zu bedeuten hat?"

„Ich verstehe Sie nicht," antwortete der Maschinenbauer barsch, dem das Gespräch lästig zu werden begann, obgleich er nicht mehr daraus ersah, als die ihm längst bekannte Bosheit der Madame Rumpler, welche in der Nachbarschaft wohl bekannt war. Rolf stand daher auf und schickte sich an fortzugehn.

„Nun, so bleiben Sie doch," rief die Wittwe, welche trotz ihrer sechs und vierzig Jahre noch immer heirathslustig war. „Ich habe noch ein Wörtchen im Vertraun mit Ihnen zu reden."

„Ich komme ein andermal. Heute habe ich keine Zeit. Ich muß in die Fabrik, ich habe mich schon länger aufgehalten, als mir eigentlich gestattet ist."

„Eile mit Weile, lieber Herr Rolf. Ja, wenn ich noch so jung wäre und so ein hübsches Lärvchen hätte wie die Marie, und hübsch bitten thät und schmeicheln, wie die's versteht, dann blieben Sie wohl hier,

und ließen Fabrik, Fabrik sein und Herrn Borsig reden, was er wollt."

Dem Maschinenbauer wurde die zudringliche Aufmerksamkeit und die verfänglichen Reden des Weibes immer lästiger.

„Sie mögen Marie nicht leiden," fuhr er mit einmal scharf heraus. „Das weiß ich von lange her, darum Gott befohlen, Madame Rumpler."

„O, du meine Güte," seufzte die wohlbeleibte Wittwe in heuchlerischem Ton. „Ich sollte die Marie nicht leiden. Bin ich nicht immer eine Freundin der Verstorbenen gewesen. Sie steht noch heute in meinem Schuldbuch und ich hab sie nicht gemahnt, um Butter und Graupe, die noch nicht bezahlt sind. Aber ich kann nicht zugeben, daß ein braver Mann in sein Verderben rennt."

„Was kümmert Sie's?"

„Was es mich kümmert. Es ist Christenpflicht, seinem Nebenmenschen einen Wink zu geben, wenn er im Begriff steht, sich für ewige Zeiten unglücklich zu machen."

„Meinen Sie mich damit, so sind Sie nur außer Sorge. Ich weiß, was ich thue."

„Aber Sie wissen nicht, was die Jungfer gethan hat. Nun, wer nicht hören will, muß fühlen."

„Was können Sie gegen Marie vorbringen? Denn

so viel ersehe ich schon aus dem ganzen Gerede, daß Sie dem armen Mädchen Nichts Gutes gönnen mögen."

„Ja, die Liebe macht blind, sonst müßten Sie doch auch gesehn haben, was sich nicht mehr verbergen läßt. Nun, Jugend hat keine Tugend. Uebrigens will ich Nichts gesagt haben."

„Sie lügen. Sie sind ein altes neidisches Weib," rief der Maschinenbauer heftig, da er endlich zu verstehn begann, was Frau Rumpler mit ihrer giftigen Zunge gegen Marie vorsprudelte.

„Ei, seht mir doch den Herrn an. Ist das mein Dank, Er Grobian."

Rolf griff nach seiner Mütze und entfernte sich voll bittern Grolls. Wäre der Gegenstand seines Zornes ein Mann gewesen, er hätte ihn niedergeschmettert mit seiner Eisenfaust. Er ging nach der Fabrik gedankenvoll. Wenn er auch nicht den Verläumdungen der Wittwe Glauben schenkte, so fühlte er doch einen Stachel in seiner Brust. Bange Zweifel stiegen in ihm auf und verdüsterten sein Gemüth. Er sann über Mariens Benehmen nach. Sie war immer gleich freundlich, wie eine Schwester gegen ihn gewesen, aber Gewißheit ihrer Liebe ward ihm nie zu Theil geworden. Von einem früheren Verhältniß Mariens hatte er wohl sprechen gehört; der fromme Naschmacher warf ihr es in seiner Gegenwart vor. Aller dieser Umstände erin-

nerte er sich und wie giftiger Mehlthau fiel es auf die Blüthen seiner jungen Liebe. Wenn er daran dachte, daß er betrogen werden könnte, so knirschte er vor Ingrimm mit den Zähnen; dann tauchte das Bild des Mädchens mit ihrer sanften unschuldigen Miene in seinem Herzen auf und sah ihn bittend und vorwurfsvoll mit den süßen blauen Augen an. Sein Zorn schmolz dahin und das frische Grün der Hoffnung keimte wieder empor. So zwischen Zweifel und Vertrauen schwankte der Maschinenbauer bis er in den Hof der Fabrik des Herrn Borsig trat.

Das rege Treiben, die geschäftige Unruhe, welche ihm hier entgegentrat, that ihm wohl. Die Arbeit ist der beste Trost und das vorzüglichste Zerstreuungsmittel für den aufgeregten Geist. Hier wurde sie im großartigsten Maßstabe ausgeübt.

Die Dampfmaschine, welche die Fabrik betrieb, reckte ihre Riesenglieder und setzte hundert Räder und Hebel in Bewegung, welche summend und sausend, knirschend und stöhnend mit ihrem ewigen Lärm die weiten Säle der Werkstätte füllten. Dazwischen tönte vom Hofe her das dumpfe betäubende Geräusch dröhnender Hammerschläge. Gewaltige Dampfkessel wurden von den muskulösen Fäusten der Schmiede aus riesigen Platten mit klobigen Nägeln zusammengefügt und aneinandergeschweißt. In den hohlen Bäuchen stan-

den die russigen Männer und hielten sich stemmend gegen den donnernden Schlag, von dem ihr Leib erschüttert zitterte. Centnerschwere Cylinder drehten sich schwerfällig gemessen um ihre Axe gegen den geschärften schneidenden Stahl, der das Eisen wie Holz beschnitt und die rauhen Seiten glättete, sorgfältiger wie eine Menschenhand vermocht. Zolldicke Platten wurden von spitzen Bohrern ausgehöhlt, welche langsam, allmälig vordringend das dichte Metall überwanden. Glühendheiß fielen die blanken gekräuselten Eisenspähne zur Seite und zeigten die mächtige Reibung und den Widerstand, welcher stattgefunden. Kreischend packten die Feilen die wälzenden Eisenstangen, welche zu Schrauben geformt aus der Berührung hervorgingen.

Ueberall lebte und webte eine geordnete großartige Thätigkeit. In den Oefen spielte die röthliche Flamme hell entfacht, glühte das Metall, welches die Form erfüllen sollte. Zischend entströmte es in feurigen Purpurbogen und verlief in der feuchten Erde, die in graue Dämpfe sich aufzulösen schien.

Hier fand Rolf seine Ruhe wieder. Dieser betäubende Lärm, dies Dröhnen, Pochen, Hämmern und Kreischen verdrängte den Gedanken an Marie. Die einförmige Arbeit und die Aufmerksamkeit, welche sie erfordert, duldet keine anderweitige Beschäftigung. Das Gespräch mit dem nächsten Nachbar selbst konnte

nur kurz sein und auf das Nothwendigste sich beschränken jeden Augenblick von dem Gebrause der Maschinen übertönt.

Die große Glocke verkündete eine Pause. Die Arbeiter verließen ihre Werkstätten und eilten in den Hof, wo ein reges Leben und Treiben begann. Frauen und Geschwister waren mit ihren Tragkörben gekommen und brachten das zu Hause bereitete Mahl, welches in Eile verzehrt ward. Bekannte und Freunde gingen ab und zu und trugen Neuigkeiten. Demokratische Agenten wählten diese Zeit, um den Samen ihrer Lehren auszustreun und zu Volksversammlungen aufzufordern.

„Hast Du schon gehört,“ rief ein rüstiger Schmidt zu Rolf, welcher düster und theilnahmlos auf das gewohnte Schauspiel sah. „Der Prinz von Preußen kommt wieder?“

„Was kümmert's mich?“

„Wir dulden's nicht,“ sagte der Arbeiter. „Er hat den Befehl zum Schießen gegeben.“

Rolf antwortete nicht.

„Höre Rolf! wenn ich Dich nicht kennte von Jugend auf, so hielt ich Dich für einen Reactionär. Hölle und Tod, mir kocht das Blut bei dem bloßen Gedanken in den Adern!“

„Es muß was geschehn!“ schrie ein Schlosser-

geselle, der auf eine Eisenstange sich lehnte. „Der Kamphausen ist auch ein Betrüger, ein Fuchsschwänzer. Wer hätte das gedacht.“

„Seht Ihr Leute,“ sagte Herr Eichler, der an die Gruppe trat, „wir müssen energisch dagegen protestiren. Der Prinz von Preußen steht an der Spitze der Reaction. Seine Zurückberufung ist der Prüfstein, wie viel das Volk sich wird gefallen lassen. Zeigen wir gleich bei der ersten Gelegenheit, daß wir der Regierung auf die Finger sehn und gerüstet stehn, wie ein Mann! Noch ist der Rasen nicht grün geworden, unter dem unsre gemordeten Brüder schlummern und schon wagt das Ministerium einen solchen Schritt. Wir protestiren feierlich.“

„Ja, wir protestiren!“ riefen die Maschinenbauer und ballten ihre Faust.

„Morgen ist eine Volksversammlung. Sie werden sich doch zahlreich einfinden?“

„Wir kommen Alle!“

Herr Eichler entfernte sich. Die Glocke gab das Zeichen zum Wiederbeginn der Arbeit und alle eilten an ihren gewohnten Platz. Rolf hatte die Neuigkeit, welche zu jeder anderen Zeit ihn mit Macht ergriffen hätte, theilnahmlos gehört. Seine Gedanken waren nur mit Marie beschäftigt. Er malte sich das Glück aus, mit ihr zu leben, für sie eine stille bescheidene

Häuslichkeit zu gründen. Wie jene Weiber, sah er sie mit dem Korbe am Arm sich nahn und an ihn herantreten. Ihr Anblick würzte das einfache Mahl, ihre liebliche Stimme lud ihn zu den Speisen, welche ihre Hand für ihn bereitet hatte. Sein Leben erhielt durch sie einen neuen Reiz. Wie oft hatte er diesen Träumen nachgehangen, wie freundlich sich die Zukunft an ihrer Seite ausgemalt und nun waren von einem bösen Dämon seine Hoffnungen geknickt, der Freudenbecher mit Gift gefüllt worden. Vergebens suchte er die trüben Gedanken zu verscheuchen, immer tauchten sie aufs Neue wieder auf. Er hörte das Zischeln des alten Weibes, den Spott seiner Freunde und Kameraden. Er hatte Begriffe von Ehre. Der einfache Arbeiter fühlte tief und vermochte trotz der Lehren, welche er durch communistische Schriften eingesogen, nicht den angebornen Sinn für die Heiligkeit der Sitte und die geehrte Gewohnheit zu verleugnen. Als wollte er die bösen Geister, welche sein Hirn verwirrten, von sich scheuchen, fuhr er mit der Hand über seine Stirn, dann seufzte er tief und ging an sein gewohntes Werk.

Ein armes Kind.

Von Rolf verlassen, blieb die arme Marie einsam in dem Stübchen, welches sie bisher mit ihrer Mutter getheilt. Allein mit ihrem Schmerze, warf sie sich auf das Bett und gab sich ihrer namenlosen Verzweiflung hin. Sie hatte die Todte geliebt, wenn sie auch von ihr oft mit Härte und unzeitiger Strenge behandelt worden war. Alles erinnerte sie an die Hingeschiedene. Da stand das Lager, auf welchem die Mutter den letzten Athemzug gethan. An der Thür hing noch das ausgewaschene Kleid, das sie bei ihrem Ausgange getragen. Auf dem Stuhle lag ihr Tuch. Nichts hatte sich geändert. Der Tisch, der Schrank, die Meubel standen am gewohnten Platz; auf der Kommode lag die geblümte Serviette, auf welcher die sauber gewaschenen Tassen in Reih und Glied aufgepflanzt waren. Neben dem Spiegel hing noch eingerahmt der Wunsch zum Geburtstage der Mutter, den sie als dreizehnjähriges Mädchen geschrieben. In jedem Winkel herrschte die gewohnte Ordnung und doch wie war Alles so ganz anders geworden, welche Lücke war in diesen kleinen Raum eingetreten, welche Oede zurückgeblieben.

„Allein, allein!“ seufzte die Verlassene und verfiel in stumpfes Brüten.

Einige mitleidige Frauen der Nachbarschaft, unter ihnen Madame Rumpler fanden sich später ein, um sie zu trösten.

„Sie müssen sich den Tod nicht so zu Herzen nehmen," sagte eine dicke Schlächtersfrau. „Alle Menschen sind sterblich."

„Der gute Gott verläßt keinen," bemerkte eine arme Wäscherin, welche sich seit Jahren nur nothdürftig nährte. „Ihrer Mutter ist wohl da droben.

„Ja ihr ist wohl," fiel der ganze Chor im Echo ein.

„Weinen Sie doch nicht so sehr," sagte Madame Rumpler, „Sie werden sich noch die Augen verderben. Versorgt sind sie ja, was wollen sie noch mehr. Herr Rolf ist ein schöner, ein braver Mann.

„Ja das ist er," bekräftigte der Chor. „Sie machen ein rechtes Glück, eine gute Parthie."

„Wenn er sie noch nimmt," zischelte die Rumpler ihrer Nachbarin ins Ohr.

Nach und nach entfernten sich die Frauen. Marie sah sie nicht ungern gehn. Diese Art des Trostes that ihrem Herzen weh, statt es zu beruhigen. Die schönsten und heiligsten Gebräuche des Menschen sind allmälig zur geistlosen Gewohnheit herabgesunken zu inhaltsleeren Formen, welche statt erheben, nur verletzen. Aus dem edlen Mitleid, ist eine Kondolenz-

visite entstanden, aus dem rein menschlichen Triebe, den Trauernden zu trösten und aufzurichten, eine Etiquette, welche von den niederen Ständen mit derselben Pünktlichkeit und Gefühlsleere, wie von den höheren befolgt wird.

Nachdem Marie sich allein sah, und dem Schmerz ihren Tribut gezollt, suchte sie die verwirrten Gedanken zu sammeln. Sie erwartete *seinen* Besuch. Sie hatte an ihn geschrieben, ihre letzte Zuflucht zu ihrem Verführer genommen und ihr Schicksal in seine Hand gelegt. Trotzdem sie in der letzten Zeit über seine Kälte zu klagen hatte, seine Vernachläßigung ihr nicht entgangen war, so konnte Nichts ihre Liebe, ihr Zutrauen zu dem Legationssekretair erschüttern.

„Er wird kommen, er hat ein gutes Herz," sprach sie und beschwichtigte die bangen Zweifel der eigenen Brust.

Er kam nicht.

Sie öffnete das Fenster. Um die Ecke bog ein junger Mann, der ihm glich.

„Er ist es," rief sie mit stiller Freude und bat ihm innerlich jedes Mißtrauen ab, das sie gehegt.

Er war es nicht.

Die Uhr schlug die bestimmte Stunde, in welcher sie seinen Besuch erwartete. „Nun wird er nicht länger zögern, er wird sich beeilen, mich zu sehn."

Er zögerte noch immer.

Der Weiser zeigte schon eine Viertelstunde über die festgesetzte Frist. Offenbar ging die Uhr falsch, „es kann nicht so spät sein. Er wird ein Geschäft vorhaben, das ihn zurückhält," dachte Marie.

Aber kein Geschäft hielt ihn zurück.

„Endlich, endlich!" Sie hörte Schritte die Treppe herauf. „Er ist es!" Marie eilte ihm entgegen. Im Vorübergehn streifte ihr Blick den Spiegel. Ein blasses und traurig lächelndes Gesicht blickte ihr entgegen. Sie glättete das vom Schmerze leicht verwirrte Haar. Sie wollte dem Geliebten gegenüber selbst in ihrer Trauer schön erscheinen.

Es pochte an der Thür. Sie konnte vor Zittern kaum noch herein rufen. Ein Schrei der Ueberraschung und des Entsetzens drang aus ihrer Brust. Madame Werner war statt seiner eingetreten.

„Nun mich haben Sie nicht erwartet," sagte die Gelegenheitsmacherin, welcher Mariens Schreck nicht entgangen war.

„In der That glaubte ich —"

„Daß der Herr Legationssekretair selber kommen werden. Fehlgeschossen liebes Mädchen. Doch ich muß mich setzen, die Treppe ist zu steil, Sie wohnen ein wenig hoch." Madame Werner rückte sich einen Stuhl heran und ließ sich auf demselben vornehm

nieder, nachdem sie sorgfältig ein weißes Taschentuch untergebreitet um ihr ächte Sammtmantille zu schonen. Ihr volles, von ungewohnter Anstrengung geröthetes Gesicht glänzte wie gescheuertes oder neues Kupfer. Vorsichtig nahm sie den rosa Atlashut von ihrem Haupt und legte ihn mit wohlgefälligen Blicken auf die nebenstehende Kommode.

„So liebes Herzchen," sagte sie zu Marie mit erheuchelter Freundlichkeit, „so! jetzt können wir mit einander plaudern, hoffentlich ungestört."

„Ich wüßte nicht, was wir noch mit einander zu verhandeln hätten."

Ein giftiger Blick schoß aus den Augen des Weibes auf Marie.

„Na, na," rief die Werner. „Nur keine Dummheiten. Setzen Sie sich nur nicht auf's hohe Pferd. Sie kennen doch die Wernern. Die läßt sich nicht verblüffen. Na Ihre Mutter ist gestorben. Thut mir leid."

Marie fühlte sich gekränkt durch die bloße Erwähnung dieses Namens, im Munde dieser Frau. Eine Thräne des Schmerzes und der Entrüstung perlte in ihrem Auge.

Die Werner dachte in diesem Augenblicke an die eigene Tochter, welche sie über Alles liebte und ihre Stimme wurde wieder milder und sanfter.

„Nu, weinen Sie nicht, liebes Kind. Was einmal geschehen ist, kann man auch nicht ändern. Für den Tod ist noch kein Kraut gefunden. Ich mein' es gut mit Ihnen und der Herr Legationssekretair dazu. Hören Sie, Mariechen, Sie sind ein vernünftiges Mädchen und werden keinen Skandal machen, nicht wahr?"

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, gute Madame Werner?"

„O Du liebe Unschuld," rief die Werner, indem Sie die Hände übereinanderschlug. „Sie weiß nicht, wozu ich hergekommen bin. Herr, Du meine Güte. Da muß ich es Ihnen wohl sagen. Ich habe die Vollmacht vom Herrn Legationssekretair, Alles mit Ihnen zu arrangiren. Wenn Sie wollen, machen wir es im Stillen und gerichtlich ab. Sie bekommen eine runde schöne Summe, heirathen Ihren Schatz, den Rolf, und kein Mensch braucht etwas zu erfahren."

„Und ich sollte den ehrlichen Mann betrügen?"

„Ha, ha," lachte die Werner. „Was Sie doch närrisch sind. Wie viel Ehemänner giebt es in der Welt, die nicht betrogen sind? Herr, Du meine Güte! wer wird sich solche Skrupel machen. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Und sind Sie einmal seine Frau, muß er die Augen zudrücken, wenn ein kleiner Fehler in der Rechnung sich vorfinden sollte."

„Und diese Niederträchtigkeiten läßt mir Karl durch Sie anrathen. Nein, ich glaub' es nicht. Ich kann ihn nimmer für so schlecht halten," rief Marie mit höchster Entrüstung aus.

„Wer wird denn gleich so rappelköpfisch sein," antwortete gelassen die Werner. „Allerdings ist das der Wille des Herrn Legationssekretair. Sie sollen den Maschinenbauer heirathen. An einer anständigen Aussteuer wird er es Ihnen nicht fehlen lassen. Wenn Sie vernünftig sind, greifen Sie zu. Beim Prozessiren kommt doch Nichts heraus. Mir ist der Sperling in der Hand lieber, wie die Taube auf dem Dache."

„O meine Ahnung, meine Ahnung," rief Marie in bittrem Schmerz.

„Was meinen Sie zu 600 Thaler. Wie, Mäuschen, ist der Herr Legationssekretair nicht die Großmuth selbst?"

„Lassen Sie mich, lassen Sie mich!" schrie das Mädchen in wilder Verzweiflung.

„Nu, wenn es Ihnen zu wenig ist, reden Sie," sagte die Werner, welche die Gemeinheit ihrer Gesinnung auch bei der armen Marie voraussetzte. „Ich kann Ihnen nicht verdenken, wenn Sie so viel als möglich herauszupressen suchen. Achthundert Thaler wären auch nicht zu verachten."

Marie hörte nicht mehr auf die Unterhändlerin.

Der alte Gedanke, der sie am Sterbebette ihrer Mutter erfaßt, tauchte wieder in ihrer Seele auf. Der schwarze Dämon stand neben ihr und raunte ihr ein furchtbares Wort ins Ohr.

„Hm! die versteht's," murmelte die Werner. „Wer hätte gedacht, daß die so verschmitzt ist. Was für unschuldige Augen sie noch dazu macht."

„Nun, was meinen Sie, Kind, zu tausend Thalern," rief die Werner, welche keine Ahnung von den Empfindungen Mariens zu haben schien. Das Mädchen vernahm nicht das herrliche Gebot, welches die Werner ihr gethan. Vor ihren Augen schwebte ein stilles Wasser, geheimnißvoll tief und auf dem Grunde saß die gestorbene Mutter und winkte ihr und nickte mit dem Kopf.

„Tausend Thaler!" schrie die Werner, „tausend Thaler. Was sagen Sie dazu?"

„Hinweg mit Dir, hinaus verwünschtes Weib!" rief Marie mit wiedererwachtem Stolz.

Die Werner erschrak vor dem verwilderten Blick Mariens, welche mit blassem Antlitz und erhobener Hand, wie ein Racheengel vor ihr stand.

„Sie ist nicht bei Sinnen, sie ist verrückt geworden," kreischte das Weib und sprang von ihrem Sitze auf.

„Hinaus!" stammelte Marie schon in erhabener Wuth und deutete majestätisch nach der Thür. Die

Werner entfernte sich erschreckt. Sie glaubte eine Wahnsinnige vor sich zu sehn.

Marie blieb allein zurück. Der schwarze Dämon stand wieder ihr zur Seite und raunte ihr ins Ohr. Das tiefe stille Wasser glänzte vor ihren Augen und auf dem Boden saß die Mutter und winkte ihr und nickte mit dem Kopf.

Das Mädchen verriegelte die Thür, dann holte sie ihr Schreibzeug hervor und schrieb zwei Briefe, einen für ihn thränenleer, aber auf das Schreiben für Rolf, da fiel ein Tropfen und wieder einer und verlöschte die schwarze Schrift. Sie hatte ihr letztes Werk auf Erden beendet.

An der Thür klopfte es, sie öffnete, nachdem sie das Schreibzeug hinweggeräumt und sorgfältig an seinen frühern Platz gestellt. Die alte Waschfrau trat herein. Sie wohnte im Hinterhause, eine arme Wittwe, welche sich und ihre Kinder nothdürftig nur ernähren und oft zu Mittag kaum das trockene Brot erwerben konnte. Dabei ging sie immer trotz ihrer großen Armuth rein und nett und die weiße Haube, wie das alte ausgewaschene Kattunkleid, welches sie am Sonntag, wie an Wochentagen trug, glänzte wie frischgefallener Schnee. Ihr blasses kränkelndes Gesicht strahlte von Liebe und Freundlichkeit. In jeder Falte und Runzel wohnte ein guter Geist. Sie hielt ein Töpfchen mit Suppe in den zitternden Händen, welches sie für Marie gebracht.

Sie hatte sich's vom Munde abgespart, um mit der noch Unglücklicheren zu theilen.

Marie nahm das Töpfchen mit wehmüthigem Lächeln an und dankte der armen alten Frau. „Wollen Sie mir noch einen Gefallen thun, Frau Werth, dann besorgen Sie diese beiden Briefe auf die Stadtpost nebenan. Hier haben Sie das Geld."

„O lassen Sie doch, ich leg es ja mit Freuden aus. Haben Sie mir sonst Nichts aufzutragen."

„Nichts mehr. Adje, Frau Werth."

„Gott mit Ihnen, liebe Marie."

Die alte Frau war schon bis zur Thür gelangt, als Marie ihr noch nacheilte und ihre Hand ergriff, welche sie mit tiefer Empfindung umschlossen hielt.

„Gott lohne Ihnen alles Gute, was Sie mir gethan."

„Sprechen Sie nicht davon, sonst muß ich mich schämen," sagte die Wäscherin, welcher die Thränen in die Augen traten. Sie weinte gar zu leicht bei dem Unglück Anderer.

„Adje, Frau Werth."

„Adje, Fräulein Marie, und wenn Sie mich brauchen, so klopfen Sie nur an meine Thür. Ich gehe gern für Sie schon einen Gang. Die Briefe werden besorgt werden, verlassen Sie sich darauf und die drei Silbergroschen bring ich wieder. Ich hätte das Geld gar zu gern für sie ausgelegt."

Mit gekrümmtem Rücken verließ die gute alte Frau Marie. Diese räumte noch alle zerstreutliegenden Gegenstände auf, dann legte sie den Schlüssel zum Kleiderspinde auf die Kommode und einen Zettel darauf, den sie vorher schon geschrieben. Noch einmal sah sie sich in der Stube um, dann kniete sie in der Mitte nieder und betete, tief, heiß und innig, Gebete, wie sie keine Kirche lehrt. Sie stand auf, kräftig und verklärt, so schritt sie bis zur Thür. Zögernd verweilte ihr Fuß auf der Schwelle. Noch einmal kehrte sie zurück, warf sich auf das Bett, auf welchem die Mutter den letzten Athemzug gethan und umarmte die Kissen, sie mit heißen Thränen benetzend.

In der Dämmerung stand ein Mädchen an dem Ufer der Spree. Der schwarze Dämon stand wieder an ihrer Seite und raunte ihr ins Ohr. Vor ihren Augen glänzte das stille Wasser, unergründlich tief und auf dem Boden saß die alte Mutter und winkte ihr und nickte mit dem Kopf.

Das arme Mädchen breitete die Arme aus und flüsterte: „ich komme.“ Einige Augenblicke trugen sie die Wogen, allmälig sank sie leise, leise. —

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. H. [illegible] & Comp. in Breslau.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ring, Max,

Berlin und Breslau 1847 - 1849 ; Roman

Bd.: 1

Breslau 1849

P.o.germ. 1900 o-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10125283-7